

Literaturberichte

Shlomo Na'aman

Von der Problematik der Sozialdemokratie als
demokratischer Partei
Zur Jubiläumsfeier des Jahres 1963

- Karl Anders, Die ersten hundert Jahre. Zur Geschichte einer demokratischen Partei, Hannover 1963.
- Frolinde Balser, Aufbruch zur Freiheit, 1863–1963. Wege zu Mitverantwortung und sozialer Sicherheit, Hannover 1963.
- Helga Grebing, Hundert Jahre SPD. Zwischen Tradition und Fortschritt, in: Politische Studien, München 1963.
- Susanne Miller, Das Problem der Freiheit im Sozialismus. Freiheit, Staat und Revolution in der Programmatik der Sozialdemokratie von Lassalle bis zum Revisionismusstreit, Frankfurt a. Main 1964.
- Klaus Peter Schulz, Proletarier, Klassenkämpfer, Staatsbürger. 100 Jahre deutsche Arbeiterbewegung, München 1963.
- Aufbruch 1864–1890. Herausgegeben von der Sozialistischen Bildungsgemeinschaft Duisburg e. V.

100 Jahre »Allgemeiner Deutscher Arbeiterverein« werden im allgemeinen gleichgesetzt mit 100 Jahren deutscher Sozialdemokratie, und der große Ansturm, der gegen diese Gleichsetzung letztlich gemacht wurde, ist schwer verständlich: handelt es sich doch um nicht mehr als ein traditionelles historisches Bewußtsein der »klassischen« Sozialdemokratie. Sicherlich lassen sich auch 1848, 1869 oder 1875 als Gründungsdaten verteidigen, aber in der organisatorischen Kontinuität seit 1863 liegt doch ein entscheidender Grund vor, und schließlich ist das Wort von Lassalle als dem »Erwecker« der Arbeiterbewegung von Marx selbst geprägt worden. Es kommt allerdings das Jubiläumsjahr 1963 der erneuerten deutschen Sozialdemokratie besonders gelegen, denn die große programmatische Wende von Godesberg verlangt geradezu nach einer Atempause historischer Überlegung, wie sie ein Jubeljahr darbietet: darin liegt wohl auch der Grund der besonderen Vehemenz, mit der dieses Datum angefochten wird.

Dem Schnittpunkt von Leipzig und Godesberg verdanken wir daher eine gehaltsreiche Publikation, die weit über das übliche Maß von Gedenk- und Feiertagsliteratur hinausgeht.

Die Jubiläumsliteratur des Jahres 1963 ist ungemein gegenwartsbezogen: das

ist vom Standpunkt der historischen Kritik keineswegs nur ein Nachteil. Sicherlich ist manches nur als Reflex der historischen Situation von heute zu erklären und kommt deshalb für die wissenschaftliche Wertung der Parteigeschichte nicht in Betracht. Was aber, durch die neuen Fragestellungen bedingt, historisch wirklich erarbeitet wird, ist desto wertvoller. Neue Fragen sind neben neuen Quellen Antrieb zur Erneuerung des Geschichtsbildes, und es ist deshalb kein Nachteil, daß alle die Arbeiten, die hier besprochen werden sollen, ganz offen auf den Problemen des Godesberger Programms fußen, auf der Abkehr vom Klassenkampf und dem historischen Proletariatsbegriff, von Marx und dem dialektischen Materialismus. Es ist wohl das erstemal, daß Programmfragen die Partei beunruhigen. Wir wissen, daß die früheren Programme immer ohne tiefere Diskussion, nur im Vertrauen auf die »Fachmänner«, angenommen wurden. Deshalb ist es sehr bezeichnend und wohl auch erfreulich, daß die programmatische Wende von Godesberg, obwohl sie mehr oder weniger akzeptiert wird, doch aufregt. Diese innere Aufregung spiegelt sich in den Arbeiten wider; sie bedingt ein Pathos, das anregt.

Die hier zu besprechenden Arbeiten sind sehr verschiedener Natur und auch nicht gleichwertig; sie lassen sich aber auf einen gemeinsamen Nenner bringen: es wird versucht, die Geschichte der Sozialdemokratie unter dem Aspekt der *demokratischen* Partei zu sehen. Nicht, als ob das soziale Element verleugnet würde: das wäre Widersinn; aber doch so, daß die demokratische Grundeinstellung Wege und Ziele der sozialen Aktion bedingt. Die Sozialdemokratie erscheint als eine menschliche Emanzipationsbewegung, deren Freiheits- und Gleichheitsstreben nach sozialer Veränderung verlangt. Damit werden natürlich die klassischen Formeln sozialistischer Geschichtsdarstellung aufgegeben, wie die These der Entwicklung von »Utopie« zur »Wissenschaft«, von der Sekte zur Partei, vom unreifen Handwerkerproletariat zur »reifen« Industriearbeiterschaft, vom Schlepptau der Bourgeoisie zur politischen Klassenbewegung. Damit verschieben sich auch die Grundprobleme, wie die »Überwindung« des Lassalleanismus, die Aufnahme des wissenschaftlichen Sozialismus oder der Sündenfall des Revisionismus. Diese können nicht mehr allein als die großen Etappen der Entwicklung angesehen werden, weder negativ noch positiv, es können daher weder Überwindung Lassalles noch ein »Zurück« Hauptthemen sein, weder Rezeption des Marxismus noch deren Abwertung, weder Ablehnung des Revisionismus noch dessen faktischer Sieg (bei falschem Bewußtsein seiner Niederlage). Wenn es mit der »Geschichte einer demokratischen Partei« ernst gemeint ist, so müssen die Auffassungen der Partei von Demokratie, ihr politisch-demokratisches Wirken, ihr demokratischer Parteaufbau, die Durchdringung des Sozialismus mit demokratischer Praxis Objekt und Ziel der Darstellung sein, gleichsam ihre methodische wie inhaltliche Leitschnur. Wenn nicht, so wird *eine* Form von ideologiebelasteter (in praxi: »marxistischer«) Ausleседarstellung durch eine ebenso ideologiebelastete »demokratische« (in praxi:

antimarxistische) ersetzt. Der positive Erkenntniswert, der sich aus der neuen Fragestellung »Sozialdemokratie als Demokratie« ergeben könnte und sollte, ginge damit verloren.

Die Darstellung von Karl Anders »Die ersten hundert Jahre – Zur Geschichte einer demokratischen Partei« ist ein ernstgemeinter und mit Geschick durchgeführter Versuch, nach Darstellungsweise und Gliederung, die Geschichte der Sozialdemokratie als demokratische Partei vorzuführen und ausführlich zu dokumentieren.

Für Anders ist das Anfangsdatum ganz natürlich gegeben, da er von der demokratischen Partei ausgeht und mit unbestreitbarem Recht sagen kann: »Ferdinand Lassalle erfand die demokratische Massenpartei schlechthin, die ein Machtfaktor sein konnte, ein Hebel, um Verhältnisse umzuwälzen, ohne daß ›Heugabelrevolutionen‹ auszubrechen brauchten. Das ist seine große politische Leistung, sein Verdienst, das er mit niemandem zu teilen braucht.« (S. 13.)

Anders' Ausgangspunkt ist deshalb gesichert, weil für die damaligen, vom Liberalismus her bestimmten Begriffe eine »Massenpartei«, nur weil sie sich an Massen wendete, schon eine demokratische Partei war. Die Frage, inwieweit die Lassallesche Massenpartei nach späteren, vom demokratischen Parlamentarismus her kommenden Auffassungen ohne weiteres als »demokratisch« anzusehen sei, wird vom Verfasser nie gestellt, obwohl sie von der Opposition im ADAV und von den »Eisenachern« sehr ernstlich aufgeworfen wurde.

Wenn Anders' Ausgangspunkt richtig ist, so ist die folgende Behauptung doch unhaltbar: »Die Sozialdemokratie entstand 1863, weil das liberale Bürgertum in Preußen seine demokratischen Forderungen praktisch aufgab und vor Bismarck kapitulierte.« (S. 51.) Bis Königgrätz hat das liberale Bürgertum aber keineswegs kapituliert, sondern sehr siegesgewiß gekämpft, allerdings nicht für demokratische Forderungen, die es nie gestellt, sondern für ihr liberal-konstitutionelles Programm. Lassalle hat immer betont, daß »Demokratie« das Ende der liberalen Klassenherrschaft bedeuten würde. Die Frage war nur, wer letztlich den Vorteil aus dem demokratischen Wahlrecht ziehen würde, ob die Kaste der Konservativen oder die breiten Massen der Arbeiterschaft. Darüber waren Lassalle, Bismarck und Marx verschiedener Auffassung. »Der zwingende Grund, eine selbständige sozialdemokratische Partei zu schaffen, die sich auf den Teil des Volkes stützen mußte, der politisch entrechtet war – auf die Arbeiter« (S. 52), lag in der Klassenlage der sechziger Jahre, und die Konstituierung einer demokratischen Arbeiterpartei war daher kein historischer Zufall, den eine andere Haltung der Liberalen hätte vermeiden können, wie Anders meint. Demokratie war schärfste Kampfansage an Staat und Gesellschaft, demokratische Agitation eine der sozialen ebenbürtige Wühlerei.

Anders weiß, daß Demokratie nur möglich ist, wenn jeder in Staat und Gesellschaft seinen Lebensraum findet, daß für Demokratie Grundlagen geschaffen werden müssen – »Niemand wird als Demokrat geboren« (S. 69) –, aber gerade

deshalb kann ihm die Gleichsetzung von demokratischer Musterpartei und friedlichem Parlamentarismus nicht gelingen, denn der deutsche Staat lehnte es bis zu seinem Zusammenbruch entschieden ab, demokratisch zu werden; die Erhaltung *aller* Klassenunterschiede, auf *allen* Gebieten, war ihm ausdrücklich Grundlage seiner Existenz. Deshalb war im Kaiserreich keine Basis für gradlinige demokratische Entwicklung gegeben. Man muß entweder die »klassische Sozialdemokratie« vom demokratischen Standpunkt aus kritisieren oder ihr – vom demokratischen Standpunkt aus – tiefe revolutionäre Impulse zugestehen. Diesen Zwiespalt bringt Anders mit großer Schärfe zum Ausdruck, indem er auf Rudolf Hilferdings Aufsatz »Parlamentarismus und Massenstreik« (1906) hinweist, worin dieser erklärt, warum »in Deutschland trotz des allgemeinen Wahlrechts die Idee des politischen Massenstreiks so lebendig geworden«, eben weil die parlamentarische Ohnmacht der Partei ihre gesellschaftliche Stärke trotz der wachsenden zahlenmäßigen Stärke beeinträchtigt (S. 56). Daher empfiehlt sich die außerparlamentarische Aktion des politischen Streiks als Korrektiv für diese parlamentarische Ohnmacht, als demokratisches Aktionsmittel, und als solches wurde es zum Ziel der Beseitigung des Dreiklassenwahlrechts ernstlich erwogen. »Die Partei wurde eine Art Heimat« (S. 107) – lautet ein einschneidender Satz, der die gesellschaftliche Lage dieser demokratischen Partei nicht nur im Kaiserreich, sondern auch in der Weimarer Republik kennzeichnet – und selbstverständlich während der zweimal zwölf Jahre aktiver Unterdrückung. Darin liegt ein gut Teil ihrer Bewährung in der Defensive, aber vielleicht auch ihre relative Ohnmacht, als die Offensive geboten war. »Heimat« – in einem Staat, der von Ehren und Ämtern ausschloß, in einer Gesellschaft, der die Parteimitglieder verdächtig waren. Das Klassenbewußtsein scheint nicht nur von innen gezüchtet, sondern auch von außen aufgepropft zu sein. Eine ohnmächtige demokratische Partei, die jahrzehntelang die größte Reichstagsfraktion stellt, deren objektive Machtmittel in Organisation und Wirtschaft unerhört sind und die doch – außer einer ganz kurzen und nicht eben glücklichen Zeit – von der Staatsleitung ausgeschlossen ist: darin liegt wahrhaftig nicht weniger Problematik als in einer Klassenpartei, die auf den Zusammenbruch wartet, der nicht kommen will. Sollte da nicht am Ende die gleiche Problematik in zwei Erscheinungsformen vorliegen?

Von einem einschneidenden Satz zu einem einschneidenden Kapitel: »*Das Elend der Theorie.*«

Klingt das nicht wie Hohn auf hundertjährige Gedankenarbeit, die eine Welt erobert und ein gut Teil umgestürzt hat? Weit über die Grenzen der Arbeiterbewegung hinaus, auf dem Gebiet der Soziologie, Wirtschaftstheorie und Geschichte, ist das Denken einer ganzen Generation von Wissenschaftlern (bewußt, und noch mehr – unbewußt) durch diese »Theorie« geformt worden, deren Geschichte in der Partei selber zur Misere herabgesetzt wird. Gesagt wird, sie sei zur »Ideologie« verknöchert und habe im praktischen Leben nicht geholfen,

sondern einen unglücklichen Zustand des Auseinanderklaffens von Theorie und Praxis herbeigeführt, der erst in Godesberg beendet worden sei. Das mag so sein. Der Grund liegt aber, wie Anders selbst durch seine Darstellung beweist, im Mangel an umfassender politischer Praxis, die erst jede Theorie umformt und befruchtet.

Es ist das eigentlich ein Elend der Praxis, das der Theorie in die Schuhe geschoben wird, und somit zum Elend der demokratischen Praxis im Deutschen Reich wird. »Politische Ideen sind nur wirksam, wenn sie verbreitet und verstanden werden« (S. 32) – behauptet Anders. »Verbreitet« – sicherlich; »verstanden« – ist eine andere Frage. Für die Verbreitung der Ideen war durch die außerordentlich effektive Arbeiterpresse gesorgt. Losungen, wie Ausbeutung, Mehrwert, Verelendung, Klassenkampf, Klassenbewußtsein, Klassenstaat, haben sich tief in das Bewußtsein von Millionen eingeprägt. »Verstanden« – ist in diesem Zusammenhang ein undiskutabler Ausdruck: wer soll da richten? Ist etwa Freud »verstanden«, nachdem eine ganze Generation durch Schlagworte seiner Prägung beeinflusst worden ist? Man kann vielleicht nachweisen, daß, wenn Marxismus eine spezifisch revolutionäre Haltung bedeutet, »Marx nie an Bord gewesen« (S. 46); wenn aber Marxismus eine politische und gesellschaftliche Vorstellungsweise ist, so war Marx in der klassischen Sozialdemokratie Kapitän von unbeschränkter Autorität, denn sowohl der Revisionismus wie der sogenannte »Reformismus« sind der Denkgewohnheit nach »marxistisch«. Eigentlich weiß auch Anders darum, wenn er mit Heckscher feststellt, daß Marx »den meisten bereits ins Blut gegangen« (S. 47) war.

Wenn aus Mangel an politischer Praxis Marx nicht fruchtbar werden konnte, so nicht minder Lassalle. Lassalles Schriften sind keineswegs »gute Hausmannskost«, sondern, wenn richtig in ihrem eigentlichen, von Lassalle gemeinten, Sinn verstanden, von großer Tragweite, und gerade weil sie tiefe weltanschauliche Dinge in Propagandaform bringen, sehr leicht mißverständlich. Die sogenannten Lassalleaner haben nichts von seinen politischen Konzepten mitbekommen und sich deshalb sklavisch an äußere Formeln gehalten, die weder als Theorie noch als Praxis Sinn hatten. So hatte die Oktroyierung des allgemeinen Wahlrechts *in Preußen*, wie Lassalle sie erstrebte, ganz andere politische Bedeutung als *im Reich* (ohne Preußen); so hatte die Staatshilfe Sinn im Gegensatz zur manchesterlichen Staatsauffassung, wurde aber im Bismarckstaat als Losung unsinnig; die Gründung von Genossenschaften als »Anbahnung« der Propaganda hatte Sinn, doch verabsolutiert, wie sie die späteren Lassalleaner im entwickelten Wirtschaftssystem des Bismarckreiches propagierten, wurde sie zum Unsinn und war dem Genossenschaftsgedanken nur abträglich.

Anders kennt sehr gut das Problem des »Elends der Praxis«, wenn er anlässlich der Novemberrevolution schreibt: »Sicherlich ist es richtig, daß die Partei mit ihrem dreißig Jahre alten Programm auf diesen politischen Erdrutsch nicht vorbereitet war, daß sie das Problem der Macht und des Staates gröblich vernach-

lässigt hatte, daß sie ihre Mitglieder auf soziale, nicht aber auf staatspolitische Aufgaben theoretisch vorbereitet hatte.« (S. 42.)

Es mußte der Partei immer klar gewesen sein, daß nur im Gefolge eines Zusammenbruchs die soziale Demokratie ans Ruder kommen würde. Allerdings hat die marxistische Theorie immer nur von dem »Kladderadatsch« als Wirtschaftskrise gesprochen, aber auch die Möglichkeit eines Umsturzes infolge eines Krieges hat die Theorie nie ausgeschlossen. Jedenfalls hatte die Partei sich auf die Machtübernahme unter den grausamen Umständen eines Zusammenbruchs nicht vorbereitet, und darin lag ihr Versagen als demokratische Kampfpartei: man hatte sich mehr oder weniger unwissentlich doch in das Kaiserreich eingelebt.

Wir haben es bei Anders mit einer antiideologischen Ideologie zu tun, einer Ideologie mit negativem Vorzeichen: Erscheinungen, die offensichtlich Mängel der politischen Orientierung und Praxis sind – und von Anders so dargestellt werden –, werden doch in ein mythisches Reich der Theorie abgeschoben.

Die Schrift, »Die ersten hundert Jahre«, erhebt nicht den Anspruch, eine wissenschaftliche Darstellung der Geschichte der Sozialdemokratie zu sein; aber sie begnügt sich auch nicht, eine Gelegenheitsschrift zu sein. Gedacht ist sie als ein Entwurf der großen Zusammenhänge: ein neuartiger Aufbau, der mit dem klassischen Mehring-Bernsteinschen Schema aufräumen möchte. Es ist die Darstellung des Sozialismus als »dauernde Aufgabe« anstatt einer Wirtschafts- und Gesellschaftsphase historischer Entwicklung. Als Entwurf ist sie sehr verdienstvoll, da sie eine neue und fruchtbare Fragestellung zur Diskussion stellt, auch wenn Einzelheiten genauerer Untersuchung nicht immer standhalten. Eine neue Geschichtsschreibung der Parteigeschichte kann sie nicht ersetzen; höchstens aufzeigen, daß eine solche notwendig geworden ist.

Ähnlich kühn im Aufbau ist das Buch von Frolinde Balser »Aufbruch zur Freiheit«, auch wenn ihre Fragestellung weniger prinzipiell und anspruchsvoll ist. Der Untertitel sagt: »Wege zu Mitverantwortung und sozialer Sicherheit« und gibt damit das Ziel an: Sozialdemokratie als Partner in einer pluralistischen Gesellschaft oder, anders ausgedrückt: Reformismus als Parteiprinzip.

Es gelingt Balser, ein plausibles chronologisches Schema von Jahrzehnt zu Jahrzehnt aufzustellen, in dem, angefangen vom Jahre 1863, soziale Mitbestimmung und soziale Sicherheit das Leitmotiv abgeben, nur muß das Jahr 1863 bei ihr in anderem Licht erscheinen als bei den Historikern, die Marxens Wort von Lassalle als dem »Erwecker« übernehmen.

Es ist Frolinde Balsers bekanntes Verdienst, auf die kontinuierliche Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung vom März 1848 bis ins Jahr 1854 hingewiesen zu haben (»Sozialdemokratie 1848/49–1963«, Stuttgart 1962 – 2 Bände), wodurch die Ereignisse des Jahres 1863 in ganz neue Perspektiven gesetzt werden, denn es handelt sich bei dem Neuaufleben der Arbeiterbewegung nur noch um die Überbrückung der kurzen Zeitspanne zwischen der Unterdrückung der

»Verbrüderung« bis zum Beginn der »Neuen Ära« im Jahre 1859, die überall ein Neuaufleben der Arbeitervereine mit sich brachte. Das Leipziger Komitee mit Dammer, Vahlteich und Fritzsche sowie das Eingreifen Lassalles in die Pläne des Komitees erscheinen damit als Sonderfall einer allgemeinen Gärung, und dem historischen 23. Mai zu Leipzig steht der »Vereinstag« zu Frankfurt vom 7. Juni 1863 zur Seite: beides als Erbe der »Verbrüderung«. Balser bringt interessante Hinweise aus Polizeidokumenten, wie man »oben« die Einheit der beiden Bewegungen sah, trotz der gehässigen gegenseitigen Verleumdungen.

Balsers grundsätzlich richtige Darstellung wird nur beeinträchtigt durch ihr Abwerten der Bedeutung der politischen Radikalität, die sich für die norddeutsche Bewegung jedenfalls nachweisen läßt, und des kommunistischen Einflusses. Als »Kommunismus« ist dabei jede Gruppierung anzusehen, die sich als kommunistisch bezeichnete, ganz gleich, in welchem organisatorischen Verhältnis sie zu Marx stand. Diese Gruppen haben das Kommunistische Manifest anerkannt wie auch die 17 Forderungen des Jahres 1848, und es ist unerheblich, ob das »Manifest« Massenverbreitung gefunden hat oder nicht. Wichtig ist, daß die Zeitungen der »Verbrüderung« diese Ideen, wenn auch einigermaßen verschleierte, verbreitet haben, Zensur und »Polizeiverein« zum Trotz. In den Akten, die Balser in ihrem ersten Werk heranzieht, wird über den kommunistischen Einfluß eher zuwenig als zuviel gesagt, entgegen ihrer konsequent abwertenden Kommentare: zwischen den Forderungen der »einen und unteilbaren Republik« und dem Schwert im Symbol der »Verbrüderung« besteht ein Zusammenhang, wie denn auch das Auslassen des Schwertes seit 1863 kein Zufall ist. Solche »Staatssymbolik« darf nicht aus den Augen gelassen werden.

Balser weist mit Recht auf den Argwohn der Polizeibehörden im Jahre 1863 hin, der ohne Unterschied beiden Strömungen gegenüber bestand: wenn man die ungemein schnelle Radikalisierung der »Vereine« von Frankfurt bis Gera verfolgt, so ist dieser Verdacht nur zu begründet, und er erklärt sich auch als indirekter Einfluß des ADAV und seiner Losungen. Von all dem nimmt Balser zuwenig Kenntnis, weil dadurch ihr Schema von »Mitverantwortung und sozialer Sicherheit« gefährdet wird.

Es handelt sich eben um mehr!

Dieses »Mehr«, d. h. die Sozialdemokratie als demokratische Emanzipationsbewegung, wird bei Balser durchweg ungebührlich gedämpft. So heißt es im Kapitel »1873 – Erlangte Einheit und eingedämmte Freiheit«: »So konzentrierte sich das Interesse der Parteimitglieder ganz natürlich auf die Arbeit des Reichstags, war man doch stolz, im Parlament des Reiches mit vertreten zu sein.« Mir scheint damit die Stimmung des Jahres 1873 sehr verzeichnet zu sein: die Klassenkampfstimmung war in den Gründerjahren erheblich angestiegen, doch hatte sich der innere Widerspruch gegen die Art und Weise der Reichsgründung noch nicht gelegt. Beide Strömungen der Sozialdemokratie waren wegen der Kreditverweigerung nach Sedan und der Sympathiekundgebungen zur »Kom-

mune« gesellschaftlich verpönt, und das Unrecht des Leipziger Hochverratsprozesses war eben erst geschehen. Als verfolgte Minderheit einigte man sich in Gotha. Der manchesterlichen Haltung des Reichstages, der bei Balser zum »Parlament« wird, konnte man keinen Geschmack abgewinnen. Trotz der »beispiellosen Organisation in ganz Deutschland« (S. 42) war man doch machtlos: der Internationalismus war auch Anlehnung und die Anleitung in theoretischen Fragen durch Marx und Engels – tiefgefühltes Bedürfnis. Wenn daher Balser Bebels Wort in Eisenach anführt: »Abschaffung der jetzigen Produktionsweise – das zu erklären überlasse man lieber den Männern der Internationale (S. 32)« –, so bedeutete das keineswegs, daß solche »Spezialdebatte« als Luxusartikel angesehen wurde, sondern daß man intellektuell von London abhängig war, daß man Zukunftshoffnungen hegte, da im Vaterland von Gleichberechtigung und Mitverantwortung nicht die Rede sein konnte.

»Das Sozialistengesetz bewirkte nämlich, daß die noch junge sozialdemokratische Partei, die längst mit der praktischen Mitarbeit begonnen hatte, sich in diesem Staate, der sie als »gemeingefährlich« bezeichnete, nicht heimisch fühlen konnte. Es bewirkte auch, daß innerhalb der Partei eine ideologische Radikalisierung einsetzte und die Theorie des Marxismus, insbesondere die Auffassung des Klassenkampfes und das vage Ziel des sozialistischen Zukunftsstaates die altüberlieferten sozialdemokratischen Bestrebungen überlagern konnte: das Ziel des freien Volksstaates mit handlungsfähigem Parlament und Verantwortlichkeit der Regierung.« (S. 59.) – Es ist ein großes Verdienst von Balser, die Aggressivität von oben mit passenden Zitaten prägnant dargestellt zu haben. Wenn sie dadurch aber belegen will, daß Klassenbewußtsein und totale Zukunftshoffnung nicht mehr als »response of the challenge« von oben gewesen seien, so geht sie entschieden zu weit. Der neue industrielle Imperialismus – von dem doch auch einmal die Rede sein sollte – hat sicher auch Ansätze zu sozialem Ausgleich mit sich gebracht, aber zugleich überall – nicht nur in Deutschland – Bewußtsein des Klassenkampfes und Hoffnung auf Umwälzung der Gesellschaft hochschießen lassen; auch da, wo es mehr an »praktischer Mitarbeit« gab als in Deutschland. Die Beispiele, die für solche »Mitarbeit« angeführt werden, sind wenig überzeugend, handelte es sich doch meist um agitatorische Vorschläge, die beweisen sollten, daß es den Herren oben mit Sozialreformen nicht ernst war und ernst sein konnte. Die Mitarbeit, die sich auf lokaler Ebene bis zum ersten Weltkrieg entwickelte, kann nicht herangezogen werden, sonst müßte man von kommunistischer »Mitarbeit am Staat« in Frankreich und Italien von heute reden, was doch nicht ganz angebracht erscheint.

Der »freie Volksstaat« war schon der »Verbrüderung« mehr als »handlungsfähiges Parlament und Verantwortlichkeit der Regierung«. Badenser Liberalismus und Sozialdemokratie sind nun einmal verschiedene Potenzen! Man lese nur einmal die Beschlüsse des ersten Kongresses der »Verbrüderung« mit etwas Einfühlungsvermögen nach, um sich zu vergegenwärtigen, wie nahe der »Volks-

staat« dem sozialdemokratischen »Zukunftsstaat« ist: in beiden Fällen handelt es sich um eine Neugestaltung von Staat und Gesellschaft. Vage kann man beides nennen, geholfen ist damit aber nicht!

Was Ende der achtziger Jahre mit dem Anschwellen eines amorphen Industrie-proletariats wirklich eintrat, war der Übergang von demokratisch-politischem zu sozialem Bewußtsein, ein Abschwächen des Emanzipationsstrebens zugunsten besserer Lebenshaltung von heute auf morgen: weniger Gleichberechtigung und mehr soziale Sicherheit.

Balser, getreu ihrem Grundkonzept, läßt auch die Gewerkschaftstaktik als Antwort auf die Herausforderung der Großindustriellen, der sie einen ganzen Abschnitt widmet (1893 – Großindustrie gegen Rechte der Arbeiter), erscheinen. Erst danach kommt die Darstellung »Aufschwung der Gewerkschaften«. Diese knappe, aber gelungene Darstellung des wirtschaftlichen Druckes ist wie die des politischen Druckes mit wirklich typischen Belegen aus Tagebüchern, Literatur und Dichtung versehen. Wir verfolgen den unerhörten Aufstieg der Bewegung, wobei Balsers These von dem »natürlichen Weg« der Sozialdemokratie, »eine bürgerliche demokratische Partei zu werden« (S. 87), sich nur auf einen anonymen Ausspruch aus dem Jahre 1913 stützt. Soll man wirklich glauben, daß solcher Weg »natürlich« war, noch bevor die Grundfesten eines autoritären Kaiserreiches, das jede Demokratisierung von sich wies, erschüttert waren?

Bei Balsers Darstellung muß jedes Verständnis für die großen Katastrophen abgehen, die den Aufstieg dieser großartig organisierten Partei begleitet haben und ihr formenden Einfluß auf die Geschicke des Staates so oft vorenthielten.

Dieses Problem von Sozialismus und Macht steht nun im Mittelpunkt der Arbeit von Helga Grebing »Hundert Jahre SPD«.

Was sie über die Anfänge der Bewegung zu sagen hat, hält sich ganz in traditionelle Bahnen. Der besondere Wert dieser kurzen Analyse von Staat und Partei setzt erst mit der Ablehnung des Revisionismus ein. Die Inkongruenz von Theorie und Praxis der Partei seit dem Revisionismusstreit ist Grebings Ausgangspunkt, im »Warum« der Vehemenz der Ablehnung jeder Revision, die doch so sehr in der Linie der tagtäglichen Taktik so manchen Parteipraktikers lag – der Schlüssel zum Verständnis.

Nach Grebing bildete eine international anerkannte Theorie die notwendige Brücke zu internationaler Klassensolidarität, die allein den fehlenden gesellschaftlichen Status innerhalb der sozialen und politischen Ordnung des Reiches kompensieren konnte. Die Anerkennung einer gemeinsamen Theorie wurde so zu einer Klammer für die verschiedenen Strömungen innerhalb der Partei, auf die keine Gruppe verzichten konnte. Zugleich konnte man es auf eine wahrhaft revolutionäre Praxis, wie auf den politischen Massenstreik, nicht ankommen lassen, da man den Machtmitteln des modernen Staates nicht gewachsen war und das genau wußte. Jede wahrhaft revolutionäre Aktivität hätte schon ge-

wonnene soziale Errungenschaften gefährdet und wäre gerade von den einfachen Arbeitern weder verstanden noch befolgt worden. Die Pflege der Organisation war zum Ersatz für politische Aktion geworden, ohne daß sich damit etwas geändert hätte.

Wenn dem so ist – und ich glaube, daß Grebing hier richtig sieht –, so ist mit Kennzeichen wie »demokratische Partei« oder »soziale Reformpartei« nicht geholfen, auch nicht mit Urteilen wie »Elend der Theorie«, dann lassen sich die Schwierigkeiten der Sozialdemokratie nur im Zusammenhang mit der Entwicklung des Kaiserreiches verstehen, das trotz seines künstlichen und mühseligen Staatsbaus doch im Verlauf seiner industriellen Entwicklung zu einer politischen Potenz herangewachsen war, mit der keine Theorie gerechnet hatte: die Verbindung von aristokratischer Herrschaftstradition in Staat und Heer mit monopolkapitalistischer Wirtschaftsmacht war unvorhergesehen. Wenn Grebing wohl mit Recht behauptet, daß ein großer Teil der Partei den Weg des nationalen Machtstaatsgedankens zu gehen bereit war, um sich zu Staat und Armee zu bekennen, so war nicht nur die Position einer Klassenpartei gefährdet, sondern nicht minder die einer wahrhaft demokratischen Partei. Die Aussichtslosigkeit einer sozialdemokratischen Politik im Weltkrieg war damit schon vorgezeichnet.

Grebing faßt die Lage der SPD im November 1918 wie folgt zusammen: »Offenbar bestand bei den sozialistischen Führern im November 1918 keine in die Zukunft weisende, die revolutionäre Situation ausnutzende, demokratisch-sozialistische Konzeption für die Neuordnung von Staat und Gesellschaft, die schaffen zu wollen der große Anspruch der Sozialisten gegenüber dem alten Staat seit Jahrzehnten gewesen war.« (S. 537.) Wäre es anders gewesen, so hätte man vor Einberufung der Nationalversammlung manche Grundlage für das Gedeihen der sozialen Republik geschaffen. So aber gab man nicht ungerne einschneidende Entscheidungen an die Nationalversammlung weiter, wie Grebing feststellt.

In diesem Zusammenhang und im Lichte neuer Forschung sieht Grebing auch die Rettungsphantasien vor dem Bolschewismus. Arbeiter-und-Soldaten-Räte sind nicht einfach mit Bolschewismus gleichzusetzen, und die Kräfte, die der parlamentarischen Republik entgegenstanden, bildeten gar nicht die Gefahr, um derentwillen auf den Versuch zu einer wahrhaft volkstümlichen Republik verzichtet wurde. Damit hat aber die Partei die völlige Identifizierung ihrer Anhänger mit der Republik unmöglich gemacht.

Greblings Arbeit beruht besonders in ihrem letzten Teil auf neuester Einzelforschung. Die Fragen, die aufgeworfen werden, lassen sich nur im Rahmen einer weitgespannten politischen und sozialen Geschichte Deutschlands lösen und müssen doppelte behandelt werden: es geht keineswegs nur um die Haltung der sozialistischen Partei. Auf dem Hintergrunde »des wachsenden Einflusses der bürgerlich-restaurativen Kräfte in der Republik« (S. 539) zeichnet

sich das unlösliche Dilemma der SPD zwischen ihrer nationalen Staatsbejahung (ausgedrückt in ihrer Identifizierung mit der bürgerlichen Weimarer Republik) und der Verteidigung der sozialen Errungenschaften ab. Es sollte einer gewissen Gruppe ideologischer Geschichtsdarsteller als Warnung dienen, daß es gerade die Gewerkschaften gewesen sind, die aus Klasseneinstellung den Bruch der großen Koalition herbeiführten. Die Furcht, die Schlagkraft der Gewerkschaften und der Partei im Falle einer Niederlage im Kampf um die Arbeitslosenversicherung zu gefährden, gab den Ausschlag: »Über solche Erwägungen und Befürchtungen schien die Kampf voraussetzung, die Erhaltung der demokratischen Republik fast vergessen.« (S. 539.)

Politische und gesellschaftliche Unerfahrenheit einerseits, in der mißverstandenes Verantwortungsgefühl Ohnmacht verdeckte, und unverantwortliche Aggressivität, die Haß als Patriotismus tarnte, andererseits scheinen Grebing die Pole einer tragischen Dialektik zu sein.

Die Arbeit von Klaus-Peter Schulz »Proletarier, Klassenkämpfer, Staatsbürger – 100 Jahre deutsche Arbeiterbewegung« will entgegen den stark ideologisch gefärbten Thesen von Anders oder Balser die traditionelle Geschichtsschreibung der Sozialdemokratie zur Geltung bringen, gerade weil er meint, daß die Partei seit Godesberg in der Gefahr sei, »über ein vernünftiges Ziel hinauszuschießen« und die »geistigen Ursprünge zu verwischen«. Er sieht in der Verleugnung des Marxschen Erbgutes einen Zwangskomplex (»kein Mensch kann seinen Vater abschaffen« – S. 6). Schulz anerkennt den Mauserungsprozeß, in dem die deutsche Linke von heute sich befindet, und hält ihn für »längst überfällig« (S. 6), will aber die Geschichtsschreibung von ihm unbeeinflusst sehen.

Es ist interessant und eigentlich überraschend festzustellen, wie sehr die von Schulz betriebene traditionelle Geschichtsschreibung eigentlich Geistesgeschichte (im Sinne von Geschichte der Geister) ist. Bei Mehring wie bei Schulz ist die erste Periode der Parteigeschichte die Darstellung der Selbstverständigung von Marx und seines Kreises, die notdürftig durch ökonomische Betrachtungen unterbaut wird. Die ersten Kapitel des Schulzschen Buches (»Soziales Präludium«; »Geistige und organisatorische Wurzeln«; »Rivalen, Streit und gemeinsame Verfolgung«) sind den theoretischen Entwicklungen und Auseinandersetzungen von Persönlichkeiten wie Weitling, Marx und Engels, Lassalle und Schweitzer, Bebel und Liebknecht gewidmet, wobei deren traditionelle Wertung voll zur Geltung kommt: der Leser erfährt, wie die »klassische« Sozialdemokratie sich selbst sah. Aber es muß doch gefragt werden, ob nicht doch Korrekturen, die dem heutigen Stand der Forschung entsprechen, an diesem traditionellen Bild zu unternehmen sind.

»Marx' eigentlicher Kampfplatz war der Schreibtisch, die Studierstube, nicht die Arena von Versammlungen, und sein Interesse galt weit mehr der Zukunft als der Gegenwart.« (S. 32.) – Das entspricht dem Bild, das man Ende des Jahrhunderts in Deutschland von Marx hatte. Der briefliche Nachlaß ist aber ein

großer Protest gegen diese Auffassung – und Marx' Tätigkeit im Kommunistenbund der Beweis. Ebenso unhaltbar ist die Behauptung, die Internationale sei »wesentlich als das Werk von Karl Marx zu betrachten« (S. 41) – außerdem wäre das mit dem Vorhergesagten unvereinbar. Ebenso steht es mit der Meinung, Lassalle habe sich für ein Jahrzehnt (in der Reaktionszeit) aus dem politischen Leben zurückgezogen (S. 34), oder mit der ganz unnötigen Antithese, »Marx verließ sich auf das von Hegel entlehnte und von ihm selbst dialektisch umgedachte Bewegungsgesetz der Geschichte, Lassalle auf die Wirkkraft des moralischen Impetus« (S. 36). Gerade was Geschichtsnotwendigkeit angeht, steht Lassalle Marx nicht nach; und Marx hat keineswegs den moralischen Impetus selbst abgelehnt, sondern nur Lassalles rhetorischen Geschmack, über diesen Impetus zu deklamieren.

Andere Aussagen können als gesichert angesehen werden, sind aber doch in ihrer überspitzten Form abzulehnen: »Der Kongreß (der Arbeitsverbrüderung, d. Verf.) . . . beschäftigte sich sehr konkret mit dem Aktionsprogramm des ›Manifests‹« (S. 31) oder »Prominente Mitarbeiter (an der Neuen Rheinischen Zeitung, d. Verf.) waren der damals 23jährige Kaufmannssohn aus Breslau, Ferdinand Lassalle und der Dichter Ferdinand Freiligrath«, die allerdings auch mit dabei waren (was bei Lassalle immer übergangen wird), vor denen aber doch Wilhelm Wolf und Georg Weerth zu nennen sind. Die Behauptung, »der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein blieb der Internationale bewußt fern«, ist abzulehnen. Überhaupt scheint der Verfasser, dem die Sozialdemokratie ja auch Familientradition ist, die »Eisenacher« besser zu erfassen als die Lassalleaner. So hat er den Organisationshabitus der Eisenacher und dessen Gegensatz zur Lassalleschen Organisationsform gut gekennzeichnet.

Aus dem richtigen Verständnis heraus, wie der Marxismus bis Erfurt aufzufassen sei, bringt Schulz die Rede Schweichels auf dem Eisenacher Kongreß: »Die geschichtliche Erfahrung wie die Volkswirtschaft, welche durch Karl Marx hoch über die ökonomische Wissenschaft der Kapitalpartei hinausgehoben worden ist, sie stehen auf unserer Seite. Die Wissenschaft ist es, meine Herren, welche alle Einwendungen der Bourgeoisie gegen die Forderungen der Arbeiterklasse in ihr Nichts zurückweist.« (S. 49.) Was dann aber folgt, ist eine Version des »ehernen Lohngesetzes«, verbessert um das neue Schlagwort »Mehrwert«. Die Aufhebung des Mehrwerts soll dann zu einer gerechten Verteilung des Arbeitsertrages führen – in bester Lassallescher Tradition.

Marxismus wurde eben von Wilhelm Liebknecht im Namen des Meisters propagiert, und nur in dieser Form war die Rezeption historisch möglich, denn in anderer Form wäre er wohl »abgeglitten«. Wenn Schulz die Marxsche Kritik am Gothaer Programm »spitzfindig« nennt (S. 56), so hat er sich durchaus in den historischen Liebknecht eingefühlt, obwohl er dadurch vielleicht zum schlechten Marxologen wird. Was wir heute aus der MEGA über Marx wissen, muß der Geschichtsschreiber der Sozialdemokratie oft aus den Augen lassen.

Die lange Geschichte der »klassischen Sozialdemokratie« bis zum Ausbruch des Weltkrieges beschreibt Schulz in ihren wichtigsten Etappen, wie sie um Personen und Denkschemata gruppiert werden können, um dann mit dem Ausbruch des Krieges den »Durchbruch zur Wirklichkeit« folgen zu lassen. Was die Politik der Partei selbst angeht, so ist von einem solchen Durchbruch nicht viel zu merken. Umgekehrt, Schulz stellt eindeutig das Unvermögen der Partei fest, aus den Gegebenheiten den möglichen Nutzen zu ziehen und den Wandlungen der Lage gerecht zu werden. Dagegen bricht allerdings die Wirklichkeit zur Partei durch, die dadurch in tragische Konflikte gerät.

Sehr überraschend wirkte die Kapitelüberschrift »Staatsträger wider Willen« als Kennzeichen der Zeitspanne 1918–1933, wenn wir mit Schulz annehmen, daß der Krieg den Durchbruch zur Wirklichkeit bewerkstelligt hatte.

Obwohl die Darstellungsweise von Schulz, die in der Zusammenstellung von zeitgenössischen Quellen und Erinnerungen besteht, einer gradlinigen Erfassung des Ablaufes der Ereignisse abträglich ist, so ergibt sich doch der Gesamteindruck, als habe die Partei sich von den Ereignissen treiben lassen und nur widerwillig Verantwortung übernommen. Daraus erklären sich auch für Schulz die vielen Fehlgriffe der Partei, die er offen rügt, wie die Zustimmung zum Verträge von Brest-Litowsk, die unschlüssige Haltung dem Militär gegenüber, deren wichtigster Ausdruck der feige Mord an Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg wurde, und die ungenügende Auswertung der Möglichkeiten, die der Regierung der Volksbeauftragten durch die Räte gegeben waren. Er sieht im »Heidelberger Programm« den letzten Ausdruck einer Flucht vor politischer Verantwortung, die sich hinter vulgär-marxistische Thesen verbarg. Schulz spricht von einem Aufbegehren der jungen Generation in der Partei, die nach wirklich politischer Gestaltung verlangte und deren Ausdruck er in Hermann Heller sieht. Die Forderung war, »die sozial noch gestaltungsbedürftige, aber gestaltungsfähige Weimarer Demokratie endlich als ihren Staat und damit als Eigenwert anzuerkennen« (S. 135).

Für Schulz liegt die Schuld an unzulänglicher Wirksamkeit primär nicht am marxistischen Programm, sondern am Fehlen ausreichender politischer Aktivität. Das Kleben an Marxschen Formeln scheint ihm ein Symptom fehlender Praxis zu sein. Er kann deshalb die Inaktivität und die vielen Fehlgriffe der Partei rügen, ohne der Tradition die Schuld in die Schuhe zu schieben.

Schulz verfolgt die Tendenz zu politischer Abstinenz über die Hitlerzeit hinaus bis in die jüngste Gegenwart, wobei doch nicht ganz klar wird, ob deterministischen Zukunftshoffnungen keinerlei Schuld gegeben wird. Was ihn bei Marx stört, ist jedenfalls weniger die Ökonomie oder die materialistische Geschichtsauffassung, die meistens die Angriffspunkte bilden, sondern das Marxsche Menschenbild, das statt zu freiem Einsatz, zu Einfügung in ein Termitensystem bestimmt.

Wir danken Schulz die traditionstreueste Darstellung der Parteigeschichte mit

all der Pietät vor Werten und Personen, die diese Geschichte traditionsgemäß vertreten, was ihn aber nicht hindert, im zweiten Teil seiner Darstellung zum offenen Verfechter einer Neuorientierung der Partei zu werden, die endlich vom homo oeconomicus zum homo politicus vorzustößen hat (S. 135). Nur verlangt er, daß dieses langjährige Ringen, das mit dem Ausbruch des ersten Weltkrieges offen einsetzt, historisch richtig dargestellt wird und nicht der Marxismus zum Prügelknaben der Unentschlossenheit und Unreife der Bewegung wird.

Der Proletarier wurde Klassenkämpfer, das soll als historischer Prozeß gewürdigt werden; er sucht neuen ideellen Boden, um ohne Einschränkung Staatsbürger zu werden, und tiefangelegte Demokratie scheint ihm dazu der einzige Weg. »Mündigkeit«, »Selbstachtung«, »Selbstbestimmung« sind Leitworte aus einer Rede Carlo Schmidts, die Schulz mit Zustimmung zitiert. Formen und Inhalte selbst zu bestimmen, »nicht irgendwie, sondern mit dem Willen, für das Ganze und für alle einzelnen, die es ausmachen, das ›Recht‹ zu verwirklichen, das Recht aus dieser Zeit, für diese Zeit, die das Fundament der kommenden Zeiten ist« (S. 215).

Es sei nur darauf hingewiesen, wie nah das Pathos dieser Sätze dem Geist von 1863 sind. Jedem Kenner muß das auffallen.

Susanne Miller nimmt sich vor, »Freiheit, Staat und Revolution in der Programmatik der Sozialdemokratie von Lassalle bis zum Revisionismusstreit« zu untersuchen (»Das Problem der Freiheit im Sozialismus«). Sie behandelt also ein ausgesprochen ideologisches Thema, wobei wir aber weniger mit Ideologie belastet werden als bei den anderen Arbeiten. Es handelt sich bei Miller um eine eingehende Analyse, die streng historisch durchgeführt wird, sich nicht nur von »Ideologie« selbst, sondern auch von rechtsphilosophischen Abstraktionen fernhält; also nicht wie Thilo Ramm aus gegebenen Prämissen (oder solchen, die gegeben scheinen) letzte Konsequenzen zieht, die der Logik nur irgendwie erlaubt sind, um diese dann als die historischen Anschauungen auszugeben. Für Miller kommt weniger in Betracht, was Lassalle, Marx oder Engels wirklich gemeint haben, sondern die Widerspiegelung deren Vorstellungen in den leitenden Köpfen der Bewegung, und noch mehr, ihr Einfluß auf die politische Aktion und die Formen der Organisation.

Das Scheitern der freiheitlichen Entwicklung in Deutschland ist Millers *Ausgangspunkt*, die ihr nicht eine spezifische Fragestellung der SPD ist (was an sich schon bedeutsam); das Verschweigen des Marx-Engelschen Erbgutes im Godesberger Programm ist für sie aktuelle Herausforderung.

Getreu ihrer streng-historischen Auffassung, beginnt Miller ihre Untersuchung mit Lassalle, und zwar mit dem exoterischen Lassalle, dem Lassalle, wie er sich in seinen, dem Publikum zugänglichen, Schriften gab, da nicht Lassalle selbst zur Diskussion steht, sondern die Widerspiegelung seiner Ideen in der Bewegung.

»In seiner politischen Agitation spielten Freiheit und Rechte der Einzelpersonlichkeit so gut wie keine Rolle« (S. 33) – was sogar ohne jede Qualifikation

richtig ist. Seine Ablehnung individueller Rechte ist ganz prinzipiell und wird bei der Diskussion der französischen Menschenrechte in seinen Notizen »zur sozialen Entwicklung« eindeutig begründet. Die menschliche Solidarität verwirklicht die Freiheit, und die sogenannten »Freiheiten« sind das Recht zur Willkür. Das ist ein kommunistischer Freiheitsbegriff, der keine Konsequenzen scheut.

»Die Möglichkeit eines Spannungsverhältnisses zwischen diesen Kollektiven und der Einzelpersonlichkeit wird von Lassalle nicht erörtert, ja nicht einmal als sittliches Problem anerkannt.« (S. 34.) Miller betont mit Ramm, daß Lassalle alle Ansatzpunkte der Philosophie Fichtes und Hegels, die auf eine Selbständigkeit des Individuums gegen Staat und Gemeinschaft hindeuten, ignoriert hat. Lassalle appelliert an die Arbeiter, weil bei ihnen keine Sonderinteressen vorhanden seien, die es ihnen verwehren, sich ganz der Gattung hinzugeben, also der Gemeinschaft und der Menschheit.

Der Übergang von einer Stufe des Rechtsbewußtseins zur nächst höheren ist die Revolution, wobei Miller feststellt: »Die politisch entscheidende Frage, mit welchen Mitteln auf eine Revolution hingearbeitet wird und wie sie durchgeführt werden kann und soll, wird durch diese Definitionen und Feststellungen nicht beantwortet, ja sie wird bewußt offengelassen.« (S. 29.) Man könnte noch hinzufügen, daß die Vieldeutigkeit des Revolutionsbegriffs, wie Lassalle sie bewußt gepflegt hat, eines der arcana der sozialistischen Bewegung für Jahrzehnte geblieben ist.

Für Lassalle ist der Staat das »Allgemeine«, der Erzieher des Menschengeschlechts zur Freiheit, und deshalb Objekt der Hingebung, aber als solcher keineswegs mit jedem empirischen Staat zu verwechseln, wie das so oft geschieht. Was Miller mit Recht auffällt, ist »die Spärlichkeit seiner Ausführungen über die Formen, in denen der Staat diesen Zweck erfüllen könne und solle« (S. 37). Das öffentliche Bewußtsein ist für Lassalle der einzig mögliche Rechtsboden – außer ihm sind Verfassungsfragen nur Machtfragen. Daher ist »Staat« – Demokratie. »Bei der Demokratie ist alles Recht – und bei ihr allein wird alle Macht sein« – hier haben wir den Schnittpunkt von Demokratie, Staat und Revolution. Nur wendet Miller dann wieder mit Recht ein: »Weder zur Frage der Selbstverwaltung noch zu der des Parlamentarismus hat sich Lassalle in seinen theoretischen und politischen Schriften geäußert« (S. 40), wobei sie allerdings auf die notwendige drastische Antwort verzichtet, daß solche, in irgendeinem modernen Sinne, keineswegs vorgesehen waren.

Das allgemeine Wahlrecht bedeutete für Lassalle den »Durchbruch der Idee des Arbeiterstandes«, und als solches war es ihm sicher »doch weit mehr als eine zugkräftige Propagandaparole« (S. 41). Daraus geht aber nicht hervor, daß er den Abgeordneten mehr zugestanden hat als das Recht und die Pflicht, der Exekutive das Mandat zu übertragen. Es wird bei Miller nicht genug betont, daß in der Organisationsform des ADAV Lassalles Vorstellungen von Freiheit und

Demokratie ihren Ausdruck fanden, obwohl sie feststellt: »Sowohl seinen Beziehungen zu Bismarck als auch der Präsidialverfassung des ADAV lagen Überzeugungen und Überlegungen theoretischer und programmatischer Natur zugrunde.« (S. 51.) Im ADAV gab es kein parlamentarisches Vereinsleben, und die Demokratie betätigte sich nur in der Mandatsbestätigung.

Dem Problem des Abwägens und des Ausgleichs unterschiedlicher und gegensätzlicher Interessen stand er fremd und verständnislos gegenüber« (S. 53). Dieser Unverstand des Führers wurde ihm zum Unverstand der Massen, die Lassalles totale Demokratie aus Überzeugung ablehnten und seiner Organisation fernblieben. Diese Organisationsform »hat diese erste Parteigründung der deutschen Sozialdemokratie unter Lassalles Nachfolgern in schwere Krisen gebracht und sie einer Reihe ihrer wertvollsten Mitglieder beraubt« (S. 53). Hier liegt der Schlüssel zum Verständnis der Ablösung Lassallescher Parolen durch marxistische, da Marx (in der Vermittlung durch Liebknecht und die »Internationale«) wirklich demokratischem Gebahren im Parteileben keineswegs entgegenstand. Marxismus wurde zur Antithese Lassalleschen und Schweizerischen Personenkults sowie der totalen Demokratie, die als Cäsarismus verschrien wurde.

Der intime Zusammenhang von Partei- und Staatsdemokratie war zu Eisenach grundlegend erörtert worden, und Miller bringt die Ansicht Klees: »Als Vorschule für den Staat, den wir schaffen wollen, müssen wir zunächst einen demokratischen Verein schaffen.« (S. 66.) Aus Millers Darstellung geht die wichtige geschichtliche Wahrheit hervor, daß parlamentarische Demokratie, demokratisches Vereinsleben und Wille, Volkspartei zu sein, ihren Ursprung in dem Teil der Bewegung haben, der sich zu Marx und zur Internationale bekannte. Zu bedenken ist natürlich, daß meist nur die »Inauguraladresse« als Marxens geistiges Produkt wirklich bekannt war. Das Prinzip der unbedingten Klassenpartei und des Klassenkampfes wurde durchweg gerade von den Lassalleanern vertreten.

Das »Gothaer Programm« war eine glückliche Synthese Eisenacher Vereinsprinzipien und wirksamer Schlagworte Lassallescher Prägung, deren Unterschied von ähnlich klingenden Marxschen Losungen gar nicht erfaßt wurde. Deshalb urteilt Miller richtig, wenn sie sagt, daß der Gothaer Kompromiß für Liebknecht in Wahrheit gar kein Nachgeben bedeutet habe, weil er seinen Ansichten und denen seiner Freunde mindestens nicht widersprach (S. 76).

Das Gothaer Programm war letzter Ausdruck der »Periode des Eklektizismus«, wie Miller die Zeitspanne von 1863 bis 1878 kennzeichnet. In Gotha verbanden sich die politischen und gesellschaftlichen Vorstellungen der »Eisenacher« mit den sozialen der Lassalleaner, und so wurde der »freie Volksstaat« Ideal einer klassenkämpferischen Arbeiterpartei. Die Harmonie wurde nicht getrübt, weil zum Bismarckstaat die gleiche ablehnende Haltung geboten war. Deshalb gelang auch den »Staatssozialisten« kein wirklicher Durchbruch zur Parteimitgliedschaft. In der Partei selbst herrschte ein Primat der demokratischen Opposition

aus der Einsicht, »daß der kapitalistische Staat eher zu wirtschaftlichen als zu demokratischen Zugeständnissen an die Arbeiterschaft bereit wäre« (S. 82), wobei man ganz konkret das Bismarckreich meinte. Deshalb lehnte Liebknecht bewußt jede soziale Konzession als gefährliche Verführung der Arbeiterschaft ab (S. 85). Gemeineigentum wurde als direkter Arbeiterbesitz verstanden und nicht als Nationalisierung, weil man bei Nationalisierung immer noch die Gefahr der Stärkung der Ausbeutermacht des Staates sah. Staatsbetriebe wollte Bebel nicht einmal als Muster für eine kommende sozialistische Wirtschaft ansehen, was bei der halbmilitärischen Organisationsart der deutschen Post oder der Eisenbahn nicht verwundern sollte.

Eklektisch war zu dieser Zeit vor allem der Demokratiebegriff der Partei, der auch den Freiheitsbegriff bestimmte: englische, amerikanische und Schweizer Vorbilder wurden bei Fehlen eigener Tradition unkritisch verbunden. Die Frage des Repräsentativsystems wurde nicht wahrhaft geklärt, da der Deutsche Reichstag ohnehin kein wirkliches Parlament war und zudem noch kein volles demokratisches Vereins- oder Presserecht bestand. Im Reichstag sprach man über die Köpfe der Abgeordneten hinweg direkt zum Volk. »Ungeklärt blieb die prinzipielle Rolle, die die Sozialdemokratie dem parlamentarisch-demokratischen Weg für die Errichtung einer freien, demokratischen, klassenlosen Gesellschaft zuerkannte.« (S. 104.) Der Widerspruch zwischen dem Legitimationsprinzip einer Repräsentativversammlung und einer Volksabstimmung in der »direkten« Demokratie wurde aus Mangel an Praxis nicht geklärt. Die Fähigkeit, »Einsicht in das Richtige und Rechte zu gewinnen, . . . wird nicht dem *einzelnen*, sondern der *Gesamtheit* des Volkes zuerkannt« (S. 105), dem Individuum aber aberkannt. »Voraussetzung für die Entfaltung dieser Vernunft des Kollektivs ist seine Freiheit von äußeren Beschränkungen, seine soziale Homogenität und eine allgemeine Volksbildung.« (S. 105.) Wir haben es hier mit einer naiven Form totalitärer Demokratie zu tun, deren nur theoretisches Unheil durch das mutige Einstehen für alle liberalen Freiheiten in praxi gut gemacht wird.

In diesem Zusammenhang widmet Miller die nötige Aufmerksamkeit der Pariser Kommune. In ihr fand die junge Bewegung ein praktisches Vorbild. Das Polis-Ideal und die ersten sozialen und politischen Maßnahmen der Kommune schienen der richtige Weg zum Volksstaat zu sein. Mit 65 Prozent der Wählerstimmen war der revolutionäre Weg der Kommune demokratisch legitimiert. Was der Kommune zum Erfolg fehlte, war eine wissenschaftliche und zusammenhängende Theorie, an der es den »nur praktischen« Franzosen seit jeher mangelte. Weder Eisenacher noch Lassalleaner brauchten Anleitung, um der Kommune zuzustimmen.

Die Möglichkeit, daß der soziale Fortschritt mit subjektiven Freiheitsvorstellungen kollidieren könne, eröffnete sich Bebel erstmalig in der Diskussion über die Baseler Beschlüsse der Internationale in der Frage der Nationalisierung des

Bodens. Er verteidigte diese, indem er sagte: »Soll das Vernünftige und allein Richtige deshalb verlassen werden, weil eine Anzahl Menschen aus mangelnder Einsicht, mangelndem Begriffsvermögen und falsch verstandenem Interesse nicht sofort begreifen?« (S. 156); wozu Miller bemerkt: »Die Überzeugung, selber das ›allein Richtige‹ erkannt zu haben, verbunden mit der Zuversicht, daß bei entsprechender Aufklärung diese Erkenntnis im Laufe der Zeit von den meisten Menschen geteilt werden würde, hinderte sie daran, das persönliche Interesse und das subjektive Freiheitsempfinden bedeutender Bevölkerungsschichten programmatisch zu berücksichtigen.« (S. 158.)

Der Freiheitsbegriff der Partei hat also bis Gotha keine Differenzierung und Vertiefung erhalten.

Der Eklektizismus der sozialistischen Parteien ist der Eklektizismus der in der »Internationale« vorherrschenden sozialen und politischen Ideen, die Marx in vorsichtiger Formulierung in seiner »Inauguraladresse« auf einen gemeinsamen Nenner gebracht hatte. Damit war die Rezeption eines Marxismus vorbereitet, dem keine Gegenkräfte entgegenstanden. Der »spezifische Lassalleanismus« hat nie eine Offensive versucht, wie es Engels so oft schien.

Durch ihre eingehende Darstellung hat Miller diese Rezeption des Marxismus plausibel gemacht und sie schon in die Periode vor dem Sozialistengesetz zurückverlegt. Mit der Rezeption eines zusammenhängenden Marxschen Systems darf das allerdings nicht verwechselt werden.

Dem Erfurter Programm kommt in Millers Sicht keineswegs eine umwälzende Bedeutung zu. Die Dichotomie zwischen einem theoretischen Teil und einem Gegenwartsprogramm, die so oft angegriffen wird, ist Miller eine Selbstverständlichkeit, die allen vorhergehenden Programmen eigen war (S. 217). Die Modifikationen im Aktionsprogramm entsprachen der Stimmung der Mitgliedschaft, und die Angriffe Vollmars wurden leicht zurückgeschlagen. »Vergleicht man die Aussagen und Forderungen des Erfurter Programms mit der bis dahin geltenden Programmatik, so findet man in der Tat diejenigen Elemente wieder, die auf die Mitgliedschaft bewußtseinsbildend gewirkt haben: die Kampfstellung gegen den bestehenden Staat und die bürgerliche Gesellschaft, die Erwartung ihres Zusammenbruches, die dann erfolgende Errichtung einer Gemeinschaft von Freien und Gleichen auf der Grundlage einer radikal veränderten Eigentumsordnung; in der Tagespolitik die Forderungen zur Demokratisierung des bestehenden Staates und zu sozialen Reformen. Die im Erfurter Programm ausgesprochene klare Absage an die Möglichkeit, im Rahmen der bürgerlichen Gesellschaft die Klassengegensätze zu mildern oder gar aufzuheben, kam dem in der Verfolgungszeit entstandenen Bedürfnis nach einer radikaleren Parteiideologie entgegen.« (S. 205.)

Die Abkehr von der Praktizität eines Vollmar und von einem possibilistischen Revisionismus ist kein Unverstand, sondern entspringt dem richtigen Gefühl, daß um den Preis sehr zweifelhaften Gewinns im Rahmen des autoritären Staa-

tes der demokratische Ethos zum Opfer fallen würde, oder mit den Worten Victor Adlers: »Was ich zu spüren meine, ist eine Tendenz zur Versimpelung und Verphilisterung unserer Partei, eine grinsende Skepsis gegenüber allem, was proletarische Sittlichkeit und gar was proletarischer Heroismus ist.« (S. 189.) Demgegenüber hielt Bebel sein Ideal des Zukunftsstaates aufrecht, wie er es in seiner Studie »Die Frau und der Sozialismus« entwickelt hatte: eine Polis-Demokratie ohne Bürokratie und Teilung der Gewalten. Als Regulative der gesellschaftlichen Funktionen wird allein der Zwang der öffentlichen Meinung eingesetzt. Das Heil wird von der kommenden Sozialisierung erwartet.

Die ganz offensichtlichen Schwächen einer aus Bebel und Kautsky zusammengesetzten totalen Zukunftshoffnung konnte Bernstein leicht aufdecken (obwohl er das nur sehr unvollkommen tat), aber er konnte kaum der Zukunftshoffnung reale Gegenwartsperspektiven entgegenstellen. »Sie (die Revisionisten) betrachteten die Bedingungen, unter denen die Freiheit in der Gesellschaft möglich ist, unter empirischen und pragmatischen Gesichtspunkten. Darum verwarfen sie auch die Spekulationen und Heilserwartungen, die die orthodoxen Marxisten an die Umwälzung der Eigentumsverhältnisse knüpften« (S. 158) – aber was konnten sie im Kaiserreich bieten, außer einem sehr dürftigen Staatssozialismus? Sie konnten nicht einmal die Zusammenarbeit mit dem linken Flügel des Bürgertums erreichen. Selbst Wolfgang Heine mußte gestehen, daß es gerade die ruhige Reformarbeit der Revisionisten sei, die die Liberalen einschüchtere. Soziale Bestrebungen wurden im Reich nur gefördert, wenn sie gleichzeitig der Bekämpfung der Sozialdemokratie dienten (S. 278).

So wurden beide Teile der Sozialdemokratie in die politische Isolierung getrieben. »Die Wechselwirkung zwischen ideologischer Intransigenz auf sozialdemokratischer und politischer Intransigenz auf bürgerlicher Seite hatte auch für die innere Entwicklung der Sozialdemokratischen Partei unglückliche Folgen. Sie trieb sie in eine geistige und politische Isolierung, in der sie sich auf die Aufgaben, die ihr nach dem Zusammenbruch des Kaiserreiches zufielen, nur ungenügend vorbereiten konnte.« (S. 297.) In dieser Situation ist die Ablehnung des Revisionismus eigentlich eine Selbstverständlichkeit, denn für die Nuancen der politischen Haltung, wie sie nur die Praxis entwickeln kann, war im Kaiserreich keine Entwicklungschance. Damit hängt zusammen, daß die Parteitheoretiker keinen unterscheidenden Freiheitsbegriff entwickelt haben, oder mit Millers Worten, daß sie »in ihrer Programmatik theoretisch das eigentliche Problem der Freiheit verkannt haben« (S. 295), womit natürlich nichts über die praktische Verteidigung der liberalen Freiheiten gesagt sein soll.

Von einem Reiferwerden der Partei kann also nicht die Rede sein, eher könnte man zu dem Schluß kommen, daß, gemessen an der wachsenden Kompliziertheit des modernen Staats- und Gesellschaftswesens, ein Rücktritt zu verzeichnen sei, daß die junge Bewegung der sechziger Jahre den Anforderungen eines sich erst entwickelnden Staates und einer manchesterlichen Gesellschaft mehr gewachsen

war als die »reife« Sozialdemokratie dem imperialistischen Kaiserreich und dem Monopolkapitalismus.

Es muß sehr bezweifelt werden, ob die Gegner der Marx-Orthodoxie wirklich in theoretischer Beziehung und als Aktionsprogramm etwas zu bieten hatten, was den Abbau großer Zukunftshoffnungen berechtigt hätte. Millers Schlußsätze lassen diese Erwägung auch für die neueste Programmentwicklung noch offen, obwohl auch ihr bewußt ist, daß eine Zukunftshoffnung, einmal als Chimäre erkannt, nicht mehr als Programmgrundlage angesehen werden darf.

Der kleine Band »Aufbruch 1864–1890«, herausgegeben von der Sozialistischen Bildungsgemeinschaft Duisburg e. V. und als erster Band einer Geschichte der Sozialdemokratischen Partei Duisburgs gedacht, ist noch keine vollständige Darstellung einer solchen Geschichte, sondern eine Skizze, die nur einige Schwerpunkte herausarbeitet, und das auch noch nicht unter voller Auswertung des herangezogenen Materials. Und doch bringt dieser Band selbst in dieser Form wichtige Ergänzungen zu den weit ausholenden Darstellungen und oft wichtige Korrektiven: ein Zeichen, daß wir für eine neue Synthese Lokalgeschichte in weitest möglichem Umfang brauchen.

Die Schwerpunkte dieser Arbeit sind: Arronge und der Duisburger Zigarrenarbeiterverein, die Duisburger Gemeinde des ADAV, Friedrich Albert Lange, die ersten Versuche der Erfassung der Industriearbeiterschaft und schließlich Hasenclever als Reichstagsabgeordneter.

Duisburg ist der eine Ort im Rheinlande, der mit der »Arbeiterverbrüderung« in Verbindung stand, und zwar durch Arronge und die Zigarrenarbeiter-Assoziation. Arronge ist in dieser Assoziation Wenzel Kohlwecks Gegenspieler: er wirft ihm revolutionäre und kommunistische Tätigkeit vor und ist auch im Revolutionsjahr zur »Mitarbeit« mit den preußischen Behörden bereit, wenn sie nur Zugeständnisse in der Vereinsfrage zu machen bereit sind. Kohlweck dagegen lehnt sich an die »Verbrüderung« an, die von Arronge als »kommunistisch« verschrien wird: »Unausführbare kommunistische Ideen« sind ihm gleich »Tollhäuserideen«. Als solche kennzeichnet er die berühmten Beschlüsse des ersten Berliner Arbeiterkongresses. Er fragt: »Wozu ein Schwert in die Hände eines friedlichen Arbeiters?«, und meint damit das Symbol der »Verbrüderung«, die zum Handdruck verschlossenen Hände und zwischen ihnen ein Schwert. Er verlangt, eine Petition an den Handelsminister abzuschicken, während seine Gegner sich nur an die zweite Kammer wenden wollen. Zwischen Arronge und Kohlweck (und mit ihm die »Verbrüderung«) wird die große Frage ausgekämpft, ob die soziale Frage politisch-neutral und rein gewerkschaftlich oder demokratisch und im Rahmen einer sozialen Neuordnung behandelt werden muß. Nur auf die wenigen Leute wie Arronge trifft die Charakterisierung zu, die Frolinde Balser der ganzen »Verbrüderung« hat geben wollen. Sein bewußter Gegensatz zu der Gruppe um Born, Bisky, Schwenniger, Kohlweck und Stechan bringt die politischen und sozialen radikalen Tendenzen dieser Gruppe klar zum Ausdruck,

selbst wenn sie in der öffentlichen Propaganda den Arbeitern, wie sie wirklich waren, oft Rechnung getragen haben. Wenn man diese Leute als Demokraten und Kommunisten bezeichnet, tut man ihnen kein Unrecht.

Bergrath ist ein Duisburger Arbeiter, der von sich aus die Lassallesche Agitation in die Hände nahm und über die Heimatstadt hinaus ins Ruhrgebiet trug. Gustav Lewys Hetze gegen ihn wirft auf diesen sehr zweifelhaften Vertrauensmann Lassalles ein bezeichnendes Licht. Bergraths Auftreten ist für die Art der Agitation im ADAV nach Lassalles Tod typisch und zeigt deren engstirnigen Horizont: Auftreten mit organisierten Stoßtrupps, Vorlesen aus Lassalles Schriften, kurze und scharfe Kommentare zu Tagesfragen, begrenzte Diskussionsfreiheit mit Wortentziehung für alle Literaten und Skribenten (also allen Gegnern aus dem liberalen Lager, wenn sie unbequem wurden), Störung der gegnerischen Versammlungen bis zur Anwendung von Gewalt, besonders wenn dem toten Führer nicht die gebührende Ehre bezeugt wurde, ein Nachbeten Lassallescher Formeln, ohne deren taktischen Gehalt zu begreifen. Daher Bereitschaft, mit den Konservativen zu gehen, nachdem Bismarck das gleiche Wahlrecht zuerkannt hatte. Bezeichnend ist aber gleichzeitig, daß Bergrath seinen Platz abtreten mußte zugunsten eines Bevollmächtigten, der mehr demokratischen Sinn zeigte.

Der »Aufbruch« wird der großen Persönlichkeit Friedrich Albert Langes keineswegs gerecht. Es fehlen die entscheidend wichtigen Gedanken Langes über Fabrik- und Wirtschaftsdemokratie, seine Beziehungen zu Marx und Engels und sein Wirken in der »Internationale«. Besonders ist zu bedauern, daß der »Bote vom Niederrhein« so spärlich zur Beleuchtung der demokratisch-sozialen Bewegung herangezogen wird. Wenn Lange einmal an den Ständigen Ausschuß der Vereinstage über eine zu gründende Zeitung schrieb: »Was hier ziehen würde, wäre ein Blatt im Sinne von Marx und Engels oder zwischen diesen und der (Koburger) Arbeiterzeitung« (S. 44), so möchte man wissen, inwieweit Lange mit seinem »Boten« ein solches Programm erfüllt hat. Auch Langes Versuch, eine wahrhafte Volkspartei zu gründen ohne die Ressentiments, die die Eckardt-Liebknachtsche Spielart so sehr beeinträchtigt haben, ist eingehendere Schilderung wert.

Langes Vermittlerstellung zwischen dem ADAV und den »Bildungsvereinen« hat große historische Bedeutung. Er hat zumindest dem Duisburger ADAV demokratische Praxis gelehrt, indem er ihn für seine Aktion gegen das Dreiklassenwahlrecht im Gemeindeleben einspannte, und soziale Praxis, indem er ihn für die Konsumbewegung gewann. Bemerkenswert ist, daß ihm nie ein entgegenstehendes Lassallesches Prinzip vorgehalten wurde. Zu gleicher Zeit hat er die »Vereine« mit den Elementen der Lassalleschen Theorie bekannt gemacht und für den toten Agitator Gerechtigkeit gefordert, die ihm von seiten der fortschrittlichen Führung hartnäckig verweigert wurde. Er hat dadurch die Gärung in den »Vereinen« sehr beschleunigt. Langes »Arbeiterfrage« hat viel zur Durch-

dringung der Arbeiterbewegung mit Marx'schem und Lassalleschem Geistesgut beigetragen, und über diesen Beitrag sollte nie hinweggegangen werden.

Der Vorstoß von Duisburg in das eigentliche Industriegebiet wird zwar im »Aufbruch« nicht systematisch behandelt, ist aber doch sehr belehrend. Die Initiative geht ganz von Duisburg aus, und die letzten, die sich erfassen lassen, sind die Kruppschen Arbeiter, und insbesondere die Bergarbeiter. Diese werden erst später und dann zunächst konfessionell erfaßt. Wenn Bergrath die schwere Lage der Arbeiter am eigenen Beispiel darstellen will, so rät man ihm hämisch, sich bei Krupp anstellen zu lassen, da verdiente man ausgezeichnet (S. 78). Der erste aktive Lassalleaner in Essen war gerade ein Buchbinder namens Raspe, der dann später eine sehr radikale Agitation betrieb. Der erste wirkliche Durchbruch in Essen gelang gerade Lange mit einem politischen Thema, dem Dreiklassenwahlrecht bei Munizipalwahlen, und mit dem Gedanken eines demokratischen Konsumvereins, den er als Emanzipationsfrage hinstellte. Der Aufruf an die Essener ist ein höchst wichtiges Dokument (S. 64), das zeigt, daß auch noch im Jahre 1866 dem politischen vor dem sozialen Element Vorrang in der Arbeiteragitation zukam, wenn sie Erfolg haben wollte. Dieser Aufruf hätte aus der Feder eines Stefan Born kommen können.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Begriffe von Industrieproletariat und Klassenkampf als politische Organisationsbasis umgedacht werden müssen, wenn sie Realitäten der sechziger und selbst der siebziger Jahre widerspiegeln wollen.

Das letzte Kapitel »Enttäuschte Hoffnungen – erster Sieg« ist ein Kommentar zu der üblichen Gegenüberstellung von patriotischen Lassalleanern und vaterlandslosen Internationalisten. Es handelt von dem Lassalleaner Hasenclever, der Duisburg im Reichstag vertrat. Mit seinen drei Kollegen hatte er nach Sedan gegen die Kriegsanleihe gestimmt und gegen die Annexion von Elsaß-Lothringen. Damit begann eine unerhörte Hetze von seiten der liberalen Rhein- und Ruhrzeitung. »Vaterlandsverräterische Tendenzen des sozialdemokratischen Quartetts« sollten jetzt durch eine Aktion der »Ehrenrettung des Wahlkreises« wiedergutmacht werden. An das königliche Hauptquartier zu Versailles ging eine Adresse mit 11 223 Unterschriften, genau die Zahl der Wahlstimmen zum Reichstag. Die Losung zur nächsten Reichstagswahl lautete: »Wir wählen jeden Kandidaten jeder Färbung, nur keinen Sozialdemokraten.« (S. 108.) Die Gegenseite reagierte auf typische Weise. Lassalleaner, die in eine nationalliberale Versammlung eingedrungen waren, blieben beim »Hoch« auf den Kaiser demonstrativ sitzen.

Wir haben hier in nuce die ganze Problematik der Sonderstellung der deutschen Sozialdemokratie in Staat und Gesellschaft vor uns, die ihresgleichen in anderen Großstaaten nicht hat, die aber durchaus nicht nur ein Problem der deutschen Sozialisten ist und mit »Marxismus« zunächst nichts zu tun hat.

Die besprochenen Bücher, die durchaus nicht gleichartig oder gleichwertig sind,

weisen alle in die gleiche Richtung: ein Umbau des traditionellen Geschichtsbildes ist notwendig. Die neuen Fragestellungen liefern das Gerüst zu solchem Neubau. Einzelforschungen, und besonders auf lokaler Ebene, müssen das Material bereichern. Ziel sollte der Einbau der Geschichte der Arbeiterbewegung in das weite Feld der allgemeinen deutschen Geschichte sein.

Heinz Monz: Karl Marx und Trier. Verhältnisse – Beziehungen – Einflüsse. Trier 1964, 222 Seiten. (Schriftenreihe zur Trierschen Landesgeschichte und Volkskunde. Bd. 12.)

Die Kindheits- und Jugendjahre von Karl Marx bis zum Abitur des 17jährigen sind in der Literatur bisher zu kurz gekommen. Franz Mehring widmete ihnen nur wenig Raum in seiner 1918 erschienenen großen Biographie. Das gleiche gilt für die jüngeren Lebensbilder, von denen die von Blumenberg, Cornu, Nicolaevsky, Rjazanow, Rühle, Schwarzschild und Vorländer hervorgehoben zu werden verdienen.

Monz hat in der vorliegenden, auf seiner Saarbrücker Dissertation von 1963 basierenden Untersuchung dankenswerter Weise die Literatur über Detailfragen zu einem Gesamtbild verarbeitet, wie etwa die Aufsätze von Bracht (Trier und Karl Marx, 1946), Grünberg (Marx als Abiturient, 1925), Kober (Karl Marx' Vater und das napoleonische Ausnahmegesetz gegen die Juden 1808, 1932), Lewin-Dorsch (Familie und Stammbaum von Karl Marx, 1923) und Schiel (Die Umwelt des jungen Marx etc., 1954). Er vergaß dabei weder die Darstellungen über Verkehrspolitik und Straßenbau sowie die Amerika- und Brasilienauswanderung aus dem Regierungsbezirk Trier, noch die Geschichte des Kgl. Gymnasiums zu Trier.

Schon die lokalgeschichtlichen Beiträge von Schiel bewiesen, daß nur in Trier selbst gewisse Fragen geklärt werden konnten, deren Beantwortung für das Weltbild von Marx von nicht geringer Bedeutung ist. Allerdings wies bereits Mehring auf die entscheidende Stelle in Marx' Abituraufsatz »Betrachtung eines Jünglings bei der Wahl eines Berufes« hin: »... wir können nicht immer den Stand ergreifen, zu dem wir uns berufen glauben; unsere Verhältnisse in der Gesellschaft haben einigermassen schon begonnen, ehe wir sie zu bestimmen im Stande sind.« Das besondere an dem Buch von Monz ist aber nicht die Entdeckung neuer Fakten über Marx selbst, sondern wie sie im Hinblick auf den größeren Zusammenhang angereichert werden. Dazu enthielten die kirchlichen Archive und das Archiv des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums in Trier sowie die Staats- bzw. Stadtarchive in Koblenz, Saarlouis und Trier reiches Material.

weisen alle in die gleiche Richtung: ein Umbau des traditionellen Geschichtsbildes ist notwendig. Die neuen Fragestellungen liefern das Gerüst zu solchem Neubau. Einzelforschungen, und besonders auf lokaler Ebene, müssen das Material bereichern. Ziel sollte der Einbau der Geschichte der Arbeiterbewegung in das weite Feld der allgemeinen deutschen Geschichte sein.

Heinz Monz: Karl Marx und Trier. Verhältnisse – Beziehungen – Einflüsse. Trier 1964, 222 Seiten. (Schriftenreihe zur Trierschen Landesgeschichte und Volkskunde. Bd. 12.)

Die Kindheits- und Jugendjahre von Karl Marx bis zum Abitur des 17jährigen sind in der Literatur bisher zu kurz gekommen. Franz Mehring widmete ihnen nur wenig Raum in seiner 1918 erschienenen großen Biographie. Das gleiche gilt für die jüngeren Lebensbilder, von denen die von Blumenberg, Cornu, Nicolaevsky, Rjazanow, Rühle, Schwarzschild und Vorländer hervorgehoben zu werden verdienen.

Monz hat in der vorliegenden, auf seiner Saarbrücker Dissertation von 1963 basierenden Untersuchung dankenswerter Weise die Literatur über Detailfragen zu einem Gesamtbild verarbeitet, wie etwa die Aufsätze von Bracht (Trier und Karl Marx, 1946), Grünberg (Marx als Abiturient, 1925), Kober (Karl Marx' Vater und das napoleonische Ausnahmegesetz gegen die Juden 1808, 1932), Lewin-Dorsch (Familie und Stammbaum von Karl Marx, 1923) und Schiel (Die Umwelt des jungen Marx etc., 1954). Er vergaß dabei weder die Darstellungen über Verkehrspolitik und Straßenbau sowie die Amerika- und Brasilienauswanderung aus dem Regierungsbezirk Trier, noch die Geschichte des Kgl. Gymnasiums zu Trier.

Schon die lokalgeschichtlichen Beiträge von Schiel bewiesen, daß nur in Trier selbst gewisse Fragen geklärt werden konnten, deren Beantwortung für das Weltbild von Marx von nicht geringer Bedeutung ist. Allerdings wies bereits Mehring auf die entscheidende Stelle in Marx' Abituraufsatz »Betrachtung eines Jünglings bei der Wahl eines Berufes« hin: »... wir können nicht immer den Stand ergreifen, zu dem wir uns berufen glauben; unsere Verhältnisse in der Gesellschaft haben einigermassen schon begonnen, ehe wir sie zu bestimmen im Stande sind.« Das besondere an dem Buch von Monz ist aber nicht die Entdeckung neuer Fakten über Marx selbst, sondern wie sie im Hinblick auf den größeren Zusammenhang angereichert werden. Dazu enthielten die kirchlichen Archive und das Archiv des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums in Trier sowie die Staats- bzw. Stadtarchive in Koblenz, Saarlouis und Trier reiches Material.

Der Verfasser schildert zunächst die Lage Triers am Ende der Napoleonischen Ära und die rechtliche sowie wirtschaftliche Situation Preußens. Obwohl er in bürgerlichen Verhältnissen aufwuchs, dürfte Marx schon in seiner Kindheit mit der sozialen Not in seiner engeren Heimat in Berührung gekommen sein, nicht zuletzt in seiner Familie. Er wird von den Absatzschwierigkeiten der Handwerker gehört haben, von Kinderarbeit und -bettelei, Mißernten, Preissteigerungen und den durch den seit 1817 betriebenen Bau von Kasernen wachsenden Steuerlasten. Als Marx sein Abitur machte, war in Trier gerade eine Armenordnung beschlossen worden, um des Zuzugs der Arbeitslosen Herr zu werden. Da der Vater, Heinrich Marx, Advokat war, dürften dem Heranwachsenden zahlreiche durch Not verursachte Delikte nicht verborgen geblieben sein. Auch das Haus Marx blieb von Krankheit und Sorgen nicht verschont. Die neun Geschwister wurden zwischen 1815 und 1826 geboren. Fünf starben in jungen Jahren, die meisten an Tuberkulose, an der auch Karl Marx litt und die 1838 seine Zurückstellung vom Militärdienst in Berlin bewirkte.

Auch der Übertritt der Familie Marx vom jüdischen zum christlichen Glauben protestantischer Konfession im Jahre 1824 konfrontierte den jungen Karl mit einer feindlichen Umwelt. Das preußische Edikt von 1812 verbot, daß Juden zum Anwaltsstand zugelassen wurden. Diese gesetzlichen Bestimmungen wurden auch nach der französischen Herrschaft angewandt. Für Heinrich Marx als liberalen Anhänger der Aufklärung bedeutete der Religionswechsel zwar nicht direkt einen Bruch mit der Tradition seiner Familie, aber in dem sechsjährigen Karl dürfte der Vorgang doch von nachhaltiger Resonanz gewesen sein, weil die Taufe unmittelbare Vorbedingung der Einschulung gewesen zu sein scheint.

Der preußische Patriotismus, den z. B. Mehring bei Heinrich Marx hervorzuheben bemüht ist, wird von Monz begründet zugunsten einer demokratisch-konstitutionellen Haltung interpretiert. Entscheidendes Indiz ist die Rede des Advokaten am 13. Januar 1834 im Trierer Kasino zu Ehren der Deputation des rheinischen Provinziallandtages. Heinrich Marx feierte darin den Landtag als die erste Institution der Volksvertretung. Daß die preußische Polizei daraufhin bei seinem Vater auf den Busch klopfte, dürfte Karl Marx aufmerksam verfolgt haben. Die Renitenz des alten Herrn, der wenige Tage später zum Jahrestag der Gründung der Casinogesellschaft der französischen Fahne huldigte und die Marseillaise mitsang, war bekanntlich eine hervorragende Charaktereigenschaft des konsequenten berühmten Sohnes.

Da aus den Kindheitsjahren von Karl Marx so wenig bekannt ist, müssen die Hinweise auf das Verhalten und öffentliche Auftreten seines Vaters besonders dankbar vermerkt werden. Mit der Reifeprüfung tritt Karl Marx aus seinem Trierer Lebenskreis fast endgültig heraus. Ein letztes Band sind seine Beziehungen zur Familie des Regierungsrates Johann Ludwig von Westphalen, dessen Sohn Edgar mit Karl zur Schule ging und dessen mehr als vier Jahre ältere Tochter Jenny er schließlich nach heftigen Auseinandersetzungen in der Familie

von Westphalen 1843 heiratete. Jenny von Westphalen war eine Frau von ungewöhnlicher Charakter- und Willensstärke. Es gibt zahlreiche Zeugnisse für die innige Liebe, die beide über die Jahre der Not und Emigration hinaus verband. Eleanor Marx notierte einmal, daß ihr Vater ohne seine Frau nie hätte das sein können, was er war.

Besonders im Hinblick auf die bisher herrschende Meinung über die Ehe zwischen Jenny und Karl Marx beschäftigt sich Monz auch eingehend mit den seit der Biographie von Werner Blumenberg allgemein bekannt gewordenen Tatsachen über einen illegitimen Sohn, den Karl Marx Anfang der 60er Jahre mit der um fast fünf Jahre jüngeren Haushälterin Helena Demuth gezeugt haben soll. Helena Demuths Herkunft ist ebenso schwer nachzuweisen wie das Geburtsdatum ihres angeblichen Sohnes. Nach Abwägen aller vorhandenen Zeugnisse kommt Monz im Gegensatz zu Blumenberg zu dem Schluß: »Gegen den Inhalt des Briefes (vom 2. 9. 1898 an Bebel, K. K.) und für die Möglichkeit, daß Frau Louise Freyberger-Kautsky einem Irrtum unterlegen ist, spricht nicht zuletzt der Umstand, daß Karl und Jenny Marx bis zum Lebensende in einem ausgezeichneten, innigen Verhältnis lebten und eine außerordentlich harmonische Ehe führten. Aus diesem Grunde ist eine Vaterschaft von Karl Marx für Frederick Demuth jedenfalls wenig wahrscheinlich. Gegen die Existenz eines Kindes der Helena Demuth überhaupt spricht im übrigen das Fehlen einer Geburts- eintragung und sonstiger Angaben (beim General Register Office in London. K. K.).«

Das Buch von Monz ist trotz seiner teilweise sehr detaillierten Darstellung ein gutes Beispiel dafür, daß Heimatgeschichtsschreibung von erheblicher Bedeutung für die allgemeine Geschichtsschreibung sein kann, wenn sie die Problemstellung richtig erfaßt.

Kurt Koszyk

Karl Marx, Oeuvres: Économie I, Préface par François Perroux Éditions établie par Maximilien Rubel, Bibliothèque De La Pléiade, Éditions Gallimard, Paris, 1963, CLXXVI, 1818 S.

»Konstatieren wir, daß zur gegenwärtigen Stunde noch keine vollständige Ausgabe der Werke von Marx und Engels existiert¹⁾.« Diese für das Heimatland der beiden sozialistischen Klassiker besonders peinliche Feststellung zieht sich wie ein roter Faden durch das Werk des heute führenden französischen Marxolo-

¹⁾ Maximilien Rubel, *Karl Marx devant le bonapartisme*, Mouton & Co. (La Haye, Paris, 1960), S. 8.

von Westphalen 1843 heiratete. Jenny von Westphalen war eine Frau von ungewöhnlicher Charakter- und Willensstärke. Es gibt zahlreiche Zeugnisse für die innige Liebe, die beide über die Jahre der Not und Emigration hinaus verband. Eleanor Marx notierte einmal, daß ihr Vater ohne seine Frau nie hätte das sein können, was er war.

Besonders im Hinblick auf die bisher herrschende Meinung über die Ehe zwischen Jenny und Karl Marx beschäftigt sich Monz auch eingehend mit den seit der Biographie von Werner Blumenberg allgemein bekannt gewordenen Tatsachen über einen illegitimen Sohn, den Karl Marx Anfang der 60er Jahre mit der um fast fünf Jahre jüngeren Haushälterin Helena Demuth gezeugt haben soll. Helena Demuths Herkunft ist ebenso schwer nachzuweisen wie das Geburtsdatum ihres angeblichen Sohnes. Nach Abwägen aller vorhandenen Zeugnisse kommt Monz im Gegensatz zu Blumenberg zu dem Schluß: »Gegen den Inhalt des Briefes (vom 2. 9. 1898 an Bebel, K. K.) und für die Möglichkeit, daß Frau Louise Freyberger-Kautsky einem Irrtum unterlegen ist, spricht nicht zuletzt der Umstand, daß Karl und Jenny Marx bis zum Lebensende in einem ausgezeichneten, innigen Verhältnis lebten und eine außerordentlich harmonische Ehe führten. Aus diesem Grunde ist eine Vaterschaft von Karl Marx für Frederick Demuth jedenfalls wenig wahrscheinlich. Gegen die Existenz eines Kindes der Helena Demuth überhaupt spricht im übrigen das Fehlen einer Geburts- eintragung und sonstiger Angaben (beim General Register Office in London. K. K.).«

Das Buch von Monz ist trotz seiner teilweise sehr detaillierten Darstellung ein gutes Beispiel dafür, daß Heimatgeschichtsschreibung von erheblicher Bedeutung für die allgemeine Geschichtsschreibung sein kann, wenn sie die Problemstellung richtig erfaßt.

Kurt Koszyk

Karl Marx, Oeuvres: Économie I, Préface par François Perroux Éditions établie par Maximilien Rubel, Bibliothèque De La Pléiade, Éditions Gallimard, Paris, 1963, CLXXVI, 1818 S.

»Konstatieren wir, daß zur gegenwärtigen Stunde noch keine vollständige Ausgabe der Werke von Marx und Engels existiert¹⁾.« Diese für das Heimatland der beiden sozialistischen Klassiker besonders peinliche Feststellung zieht sich wie ein roter Faden durch das Werk des heute führenden französischen Marxolo-

¹⁾ Maximilien Rubel, *Karl Marx devant le bonapartisme*, Mouton & Co. (La Haye, Paris, 1960), S. 8.

gen²⁾, dem mit der vorliegenden Veröffentlichung ein weiterer beachtenswerter Baustein hinzugefügt wird. Seine Neuheit – sie ist im Mikrokosmos der Marxliteratur für eine Neuerscheinung durchaus keine Selbstverständlichkeit – besitzt einen mehr faktischen und einen rein interpretativen Aspekt. Letzteren finden wir vor allem in einer rund 50seitigen Einführung. Sie ist François Perroux zu verdanken, dem ehemaligen Rechtsgelehrten der Sorbonne³⁾, der jetzt einen Lehrstuhl für Analyse Économique am Collège de France innehat und sich in seiner Gedankenführung von solchen Marxexperten wie Henri Bartoli, Georges M. M. Cottier, Jean Lacroix und nicht zuletzt Maximilien Rubel inspirieren läßt. Es hieße den geistvollen Darlegungen Gewalt antun, wollte man versuchen, sie kurz zu resümieren. Soviel sei jedoch angedeutet: Perroux begegnet den herkömmlichen Vorstellungen vom unvereinbaren Kontrast bzw. von der prekären oder permanenten Koexistenz der östlichen und der westlichen Ideologie mit dem Konzept einer korrektiven Dialektik der beiden miteinander rivalisierenden Vergesellschaftungsdiagnostiken – der historischen Dialektik des Marxschen Denksystems und der Dialektik des Geistes oder des Dialogs. Perroux selbst neigt unverkennbar der aus griechischen Quellen fließenden, vom heutigen wissenschaftlichen Denken befruchteten älteren Tradition zu. »Vor den Produktiv-

²⁾ Aus der Liste seiner Publikationen von fast 100 Nummern, für deren Zusammenstellung wir Herrn stud. Nicolas Rubel verpflichtet sind, nennen wir noch an Büchern: *Karl Marx: Pages choisies pour une éthique socialiste*, M. Rivièrè (Paris, 1948), *Bibliographie des oeuvres de Karl Marx*, M. Rivièrè (Paris, 1956) — hierzu ein Supplément —, *Karl Marx: Selected writings in sociology and Social Philosophy*, in Gemeinschaft mit T. B. Bottomore, Watts & Co. (London, 1956), *Karl Marx: Essai de biographie intellectuelle*, M. Rivièrè (Paris, 1957); an Studien bzw. Vorlesungen: »La Russie dans l'oeuvre de Marx et d'Engels«, *La Revue Socialiste* (April 1950, Juli 1951), »Contribution à l'histoire de la genèse du Capital«, *Revue d'histoire économique et sociale* (1950), »Fr. Engels et le socialisme messianique russe«, *La Revue Socialiste* (November 1951), »Le sort de l'oeuvre de Marx et d'Engels«, ebenda (April 1952), »Doctrines politiques«, *L'année sociologique* (1955), »La Conception marxiste de la civilisation«, Universitätsvorlesung Nancy (Sommer 1956), »Les Cahiers d'étude de K. Marx«, *International Review of Social History* (1957, 1960), »Fragments sociologiques dans les inédits de Karl Marx«, *Cahiers internationaux de Sociologie* (1957), »La Croissance du capital en U.R.S.S.«, *Économie appliquée* (1957), »Trois lettres inédites de Karl Marx«, *L'Actualité de l'Histoire* (1958), »Robert Owen à Paris entre Février et Avril 1848«, *Archives internationales de Sociologie de la coopération* (1959), »Remarques sur le concept de parti prolétarien chez Marx«, *Revue Française de Sociologie* (1961), »Premiers contacts des sociologues du XIXe siècle avec la pensée de Marx«, *Cahiers internationaux de Sociologie* (1961), »Le Concept de démocratie chez Marx«, Harvardvorlesung 1961, *Le Contrat Social*, VI, No. 4, »De Marx au bolchevisme«, *Arguments* (1962), »Deux interviews de Karl Marx sur la Commune«, *Mouvement Social* (1962).

³⁾ Schon vor dem zweiten Weltkrieg trat Professor Perroux für ein objektives Studium Marxens ein (s. »Les classes chez Marx et dans la vie«, *Le Problème des classes dans la communauté nationale et dans l'ordre humain*, Chronique Sociale de France (Lyon, 1939), S. 133—152.

kräften«, schreibt er, »gibt es die Schöpferkraft der Personen. Außer der Produktion der Objekte gibt es die ›Produktion‹ der Menschen in der Werkstatt und in der Fabrik.« (S. LI.) Eine derartige Anschauung kollidiert allerdings weniger mit Marxens eigenem Empfinden und Handeln als mit dem häufig vergrößernden Materialismus und Soziologismus seiner Denkkategorien – von den Vulgarisationen des sogenannten Marxismus ganz zu schweigen.

Die neuen Fakten gehen auf das Konto des Herausgebers, Maximilien Rubel, Docteur ès Lettres, der als Maître de Recherche des staatlichen Centre National de la Recherche im Range eines Universitätsprofessors, Direktor der »Etudes de Marxologie« und Verfasser von marxologischen Büchern und Studien seinen einst hochverdienten Landsmann Auguste Cornu längst überflügelt hat. Eine Neuerung ist erstens die Strukturierung des Gebotenen. Marxens bewußte Beiträge zur Gesellschaftswissenschaft werden in dieser Ausgabe von dem getrennt, was er als Historiker und Politiker produzierte. Auch innerhalb eines Einzelwerks – *Das Kapital* – werden motivierte Texttrennungen und sogar eine Kapitelumstellung vorgenommen, ein »quasi revolutionäres Verfahren«⁴⁾, das der Pariser Elite nicht entgangen ist. Zweitens scheut Rubel nicht vor textkritischen Änderungen, die für den deutschen Leser insofern von speziellem Interesse sind, als auch solche Texte dabei sind, die zuerst in französischer Sprache erschienen. In diese Nachbarschaft gehört die in den Zitaten verifizierte, mit reich und minutiös annotierten Anmerkungen versehene Edition von Marxens *Misère de la philosophie*, mit der er Proudhons *Philosophie de la Misère* zu erledigen versuchte. Bei der Gelegenheit erfahren wir beispielsweise, daß Marx in seinem Eifer so weit ging, das von Proudhon an einer Stelle benutzte Wort »Kommunist« einfach in »Ökonom« umzuwandeln (siehe S. 1548). Nachdem deutsche Leser dank Thilo Ramms Proudhon-Auswahlbänden⁵⁾ einen erleichterten Zugang zu dessen Schaffen bekommen haben, ist Marxens Beschäftigung mit ihm doppelt aktuell. Drittens bringt Rubel auf nicht weniger als 125 Seiten eine Marxchronologie. Zugleich biographisch und bibliographisch orientiert, vermittelt sie uns einen bisher in solchem Umfang nicht gebotenen Einblick in das tägliche, geistige und persönliche Leben des Revolutionärs. Dieser Teil (nebst den Anmerkungen der übrigen Teile) rechtfertigt als solcher schon die Anschaffung des Werks.

Daß die im ersten Band der begonnenen Serie einer weltberühmten »Bibliothek« zum Abdruck gelangenden Marxiana nicht allein den Wirtschaftswissenschaftler angehen, sondern ebenso den Soziologen, Historiker, Sozialhistoriker und vor allem den Politologen, liegt auf der Hand bei einem Autor, der ein eminent

⁴⁾ Vgl. Hubert Le Floch, »Karl Marx dans la bibliothèque de la Pléiade«, *Combat* (19. März 1964), und Raymond Aron, Marx et les marxismes, *Le Figaro Littéraire* (12. Oktober 1963).

⁵⁾ Bisher liegt vor: P. J. Proudhon: Ausgew. Texte, hrsg. u. eingel. von Thilo Ramm, K. F. Koehler Verlag (Stuttgart, 1963).

politisches Dokument, wie es das *Kommunistische Manifest* war oder doch geworden ist, als Einleitung zum Studium seines *Kapital* empfahl. Das Manifest figuriert deshalb zu Recht in dem Band genau wie die in einem Anhang zusammengestellten Materialien. Sie schließen die von Marx diktierten *Considérants* des Programms der Französischen Arbeiterpartei von 1880 und die beiden Briefe von ihm über Proudhon mit ihre entschieden politischen Untertönen ein. Von dem französischen Rivalen wurde dort gesprochen, doch der deutsche Rivale, Ferdinand Lassalle, war gemeint! Überall aber zeichnet sich das Band ab, das bei Marx zwischen Wirtschaft und Politik besteht. Darüber hinaus dürfte Rubels Forschungen in einem zweifachen Sinn politische Bedeutung zukommen. Einmal helfen sie uns bei der Beurteilung der wechselnden Einschätzung des Marxschen Oeuvre seitens des östlichen und fernöstlichen Bolschewismus, mag für diesen auch die Hagiographie (oder die Tagespolitik) wichtiger sein als die Historiographie. Sodann stellen sie offenbar im Bereich der Wissenschaft eine Manifestierung des »Dritten Lagers« dar, das, vor zwanzig Jahren vom libertären Sozialismus ausgehend, im Frankreich de Gaulles unter weniger libertären als autoritären Auspizien zu einer unübersehbaren historischen Realität wird. Wir wünschen Rubels Opus einen guten Fortgang und – einen besseren Index.

Amsterdam

Helmut Hirsch

Der Vorbote. Politische und sozial-ökonomische Zeitschrift. Zentralorgan der Sektionsgruppe deutscher Sprache der Internationalen Arbeiter-Association, redigiert von Joh. Phil. Becker.

Genf, 1866–1871. Originalgetreuer Nachdruck in 3 Bänden und einer Einleitung in separatem Band von Professor Ernst Engelberg. Dietz Verlag, Berlin, und Limmat-Verlag, Zürich. 95 DM. (Bücher-Such-Dienst Bibliothek gesellschaftswissenschaftlicher Neudrucke, Band 2 bis 4.)

Geschichte des Sozialismus in Erst- und Originalausgaben. Ausstellung vom 25. Mai bis 5. Juni 1926 der Sozialwissenschaftlichen Studienbibliothek bei der Kammer für Arbeiter und Angestellte, Wien.

Katalog. Neudruck, mit einer Einleitung von Gottfried Hatzl, Bibliothekar an der Kammer für Arbeiter und Angestellte, Wien. Limmat-Verlag, Zürich, 15 DM.

(Bücher-Such-Dienst Bibliothek gesellschaftswissenschaftlicher Neudrucke, Band 5.)

The six annual volumes of Johann Philipp Becker's monthly *Vorbote*, described by Franz Mehring in his Marx biography as »der beste Wegweiser durch die Ge-

politisches Dokument, wie es das *Kommunistische Manifest* war oder doch geworden ist, als Einleitung zum Studium seines *Kapital* empfahl. Das Manifest figuriert deshalb zu Recht in dem Band genau wie die in einem Anhang zusammengestellten Materialien. Sie schließen die von Marx diktierten *Considérants* des Programms der Französischen Arbeiterpartei von 1880 und die beiden Briefe von ihm über Proudhon mit ihre entschieden politischen Untertönen ein. Von dem französischen Rivalen wurde dort gesprochen, doch der deutsche Rivale, Ferdinand Lassalle, war gemeint! Überall aber zeichnet sich das Band ab, das bei Marx zwischen Wirtschaft und Politik besteht. Darüber hinaus dürfte Rubels Forschungen in einem zweifachen Sinn politische Bedeutung zukommen. Einmal helfen sie uns bei der Beurteilung der wechselnden Einschätzung des Marxschen Oeuvre seitens des östlichen und fernöstlichen Bolschewismus, mag für diesen auch die Hagiographie (oder die Tagespolitik) wichtiger sein als die Historiographie. Sodann stellen sie offenbar im Bereich der Wissenschaft eine Manifestierung des »Dritten Lagers« dar, das, vor zwanzig Jahren vom libertären Sozialismus ausgehend, im Frankreich de Gaulles unter weniger libertären als autoritären Auspizien zu einer unübersehbaren historischen Realität wird. Wir wünschen Rubels Opus einen guten Fortgang und – einen besseren Index.

Amsterdam

Helmut Hirsch

Der Vorbote. Politische und sozial-ökonomische Zeitschrift. Zentralorgan der Sektionsgruppe deutscher Sprache der Internationalen Arbeiter-Association, redigiert von Joh. Phil. Becker.

Genf, 1866–1871. Originalgetreuer Nachdruck in 3 Bänden und einer Einleitung in separatem Band von Professor Ernst Engelberg. Dietz Verlag, Berlin, und Limmat-Verlag, Zürich. 95 DM. (Bücher-Such-Dienst Bibliothek gesellschaftswissenschaftlicher Neudrucke, Band 2 bis 4.)

Geschichte des Sozialismus in Erst- und Originalausgaben. Ausstellung vom 25. Mai bis 5. Juni 1926 der Sozialwissenschaftlichen Studienbibliothek bei der Kammer für Arbeiter und Angestellte, Wien.

Katalog. Neudruck, mit einer Einleitung von Gottfried Hatzl, Bibliothekar an der Kammer für Arbeiter und Angestellte, Wien. Limmat-Verlag, Zürich, 15 DM.

(Bücher-Such-Dienst Bibliothek gesellschaftswissenschaftlicher Neudrucke, Band 5.)

The six annual volumes of Johann Philipp Becker's monthly *Vorbote*, described by Franz Mehring in his Marx biography as »der beste Wegweiser durch die Ge-

schichte der Internationale«, have until recently been known only to a handful of specialists. Recent historical research, however, inspired partly by the approaching centenary of the International in September 1964, has led to a new appreciation of the *Vorbote's* importance and of Becker's own contribution to the growth of the International; the complete reproduction of the *Vorbote*, in the valuable series of reprints published by the Limmat-Verlag in Zürich, makes this essential source available for all future researchers.

Professor Engelberg's 90-page introduction, entitled *Fragen der Demokratie und des Sozialismus in der I. Internationale* (and also available separately), gives a useful guide to the main aspects of Johann Philipp Becker's work for the International and the wider labour movement, setting it in the historical perspective of the period. There is a short but clear account of how the labour movements in many West European countries were ripe enough by 1864 for the International to be successfully founded, and how its relations with national labour organisations developed, particularly with the rival German parties led by Schweitzer and Liebknecht; Becker's own dramatic career from the Hambacher Fest of 1832 to his efforts to help Garibaldi in 1860 is then described; and the rest of the book is devoted to Becker's long and hard efforts, through the International's »Sektionsgruppe deutscher Sprache«, at winning support for it in Germany, to the weakening of this »Sektionsgruppe« with the founding of the Eisenach Party, and to Becker's views on later events such as the Franco-Prussian War and the Paris Commune. Professor Engelberg's introduction thus provides a very welcome and on the whole reliable guide to the significance of the *Vorbote's* contents. There are, however, a few points on which a different emphasis might be placed from the one he has given in his short presentation. For instance, although he is quite right in saying on p. 57 that the *Vorbote* »orientierte die fortgeschrittenen Arbeiterfunktionäre in Deutschland auf die Internationale Arbeiter-Association und machte sie mit ihren wichtigsten Dokumenten . . . bekannt«, he might have gone further and added that Becker's importance in Germany, as the official representative of the International, was so very great that even August Bebel, on the eve of the Nürnberg meeting of the *Verband deutscher Arbeitervereine* in September 1868, actually believed, as is clear from his letters to Becker and to the General Council, that the *Vorbote's* opening article, *Was Wir Wollen und Sollen*, was the official programme of the International.

Again, although Professor Engelberg rightly says that Liebknecht and Bebel, particularly the former, were very unwilling to break off their alliance with the forces of bourgeois democracy by fully adopting the socialist programme of the International – he describes on p. 62 how Bebel at Eisenach even proposed to leave the word »Arbeiter« out of the new party's name – he might have underlined that the Eisenach Party's acceptance of the Basel resolution on land-

nationalisation was a very slow and reluctant process, taking many months after Liebknecht's original opposition to the resolution at the Basel Congress.

Professor Engelberg takes issue with a view expressed in the present reviewer's dissertation to the effect that Liebknecht and Bebel not only, by setting up the Eisenach Party, damaged Becker's »Sektionsgruppe deutscher Sprache« on which their new organisation was in part based, but also contributed to the covering-up or forgetting of Becker's achievements by later generations of party-members and even historians. This last point still seems uncontroversial, and Professor Engelberg's defence of Liebknecht's and Bebel's action in pushing Becker's organisation aside – »daß sie das historische und darum auch moralische Recht auf ihrer Seite hatten« (p. 56) – will not be universally accepted as a satisfactory answer to the problem whether the First International's original purpose *was* to develop nationally-organised labour parties, as Marx later claimed.

Professor Engelberg's introduction provides valuable material for discussion about the historical significance of Johann Philipp Becker, of whom Wilhelm Eichhoff wrote in 1868 (with the agreement of Marx): »Er ist die Seele der internationalen Arbeiterbewegung in der Schweiz, und hat in der Tat auch alle deutschen Elemente geworben, die sich bisher in Deutschland selbst der Assoziation angeschlossen haben« (quoted by Engelberg, p. 41). It is greatly to be hoped that this most welcome new edition of Becker's *Vorbote* will prove to be a *Vorbote* for a new wave of historical research on the First International and its local Sections in all Germanspeaking areas.

The fifth volume in the same series is a reprint of the catalogue of the important exhibition of books on the history of socialism held in Vienna in 1926. The exhibition had as its object to show the rich collection of socialist literature held by the »Sozialwissenschaftliche Studienbibliothek« as that time – now unfortunately in large part destroyed. However, the exhibition's second object was to continue the bibliographical work of J. Stammhammer's monumental three-volume *Bibliographie des Socialismus und Communismus*, and the student of today will find the reprinted catalogue, with its 570 titles, a valuable work of reference to 19th-century socialist writings, especially German and French.

R. P. Morgan (The University of Sussex)

This important book deals with two subjects, though it is impossible to separate them in practice. The first is the history of the First International in Britain, a topic hitherto curiously neglected in the voluminous and growing historiography of that body. The second is a more general contribution to the analysis of Marx' political and theoretical development in the period of the International, and of its importance in the formation of Marxism. The second is naturally of wider interest than the first.

Traditionally the questions asked about the peculiar combination of Marx and the extremely moderate British trade union leaders and Radicals on the General Council, have been why they got together at all, and why they remained together. There has never been much mystery about why the British left should have been willing in principle to cooperate in an International with foreign revolutionaries. There was a long and powerful tradition of solidarity with foreign democrats, and a strong conviction that the cause of democracy was indivisible. The revival of radical and democratic movement in Britain (which was closely linked with trade unionism) had been stimulated by a series of such organised actions of solidarity, with the Italian revolutionaries, with Poland and with the North in the American Civil War. The International strengthened these feelings by offering British workers concrete assistance from the continent in their own trade unionist struggles – by discouraging the import of foreign strike-breakers. Whether this was ever a serious danger may be debated, but there is little doubt that, as the authors point out, the success of the General Council during the London tailors' strike of 1866 "established the International as a force in the labour movement". Why Marx himself came into the organisation originally, is less clear, for he was unknown to most British trade union leaders. The authors show that in fact he was invited among the "distinguished exiles and friends of the people" on the initiative of the French, who may well have known more about him. The attitude of the British towards the later International has been the subject of some controversy. It used to be argued that the Paris Commune and Marx' passionate defence of it antagonised the British moderates, but this can no longer be maintained. In spite of the almost universal press attacks on the Commune and Marx' pamphlet on it, no British trade union disaffiliated from the International, and the resignations of Odger and Lucraft (who had been fervently pro-Communard as late as May 23d) were untypical.

The authors make a more novel contribution to the study of the International in Britain with their analysis of its actual support in this country. This virtually reached its peak in 1867, when perhaps 6 0/0 of trade unionists were affiliated.

The International was always weak in the major industries (except building), and in the provinces which were their centre. Moreover, after the Reform Act and Royal Commission of 1867, the political and trade unionist rights of British workers appeared to be safeguarded by the normal processes of British politics, and the incentive to join the less favourably situated continentals diminished. This did not in itself turn the British leaders against Marx. On the contrary, they supported Marx internationally against Proudhonists and Bakuninists, thus (as the authors acutely point out) ensuring the triumph of Marxism within the International. (They would not have done so against the Mazzinians but Marx had carefully avoided facing them with this choice in the *Inaugural Address*.) Nevertheless the International both ceased to expand in Britain, and lost much of its practical attraction for the British. Its independent organisation in Britain after 1871 never amounted to much.

It is impossible to deal here with all aspects of Marx' thought during this period on which Collins and Abramsky express opinions – often original, often controversial, and more than once convincing. However, the detailed and acute analysis of the *Inaugural Address* may be mentioned, as also the briefer, but equally acute analysis of the International's silence on the Paris Commune – until after its defeat –, and the interesting remarks about the sharp decline in Marx' output in the last ten years of his life. If I understand the authors' argument correctly, it may be summarised as follows: Marx' strategy in the 1860s in no sense implied the abandonment of the revolutionary perspectives of the *Manifesto*, though for tactical reasons these were not openly expressed in the *Inaugural Address*. The survival of a strong working class movement in Britain, its rise in other countries, and the evident upsurge of the international left, did not, however, offer immediate chances of a working-class conquest of power. They did, however, offer the possibility of constructing a powerful international proletarian movement which, if not excessively weakened by its immaturity or theoretical diversion, could one day play a decisive political role. By 1871 his hopes had been shattered, not so much by the Bakuninist and other opposition within the International, but *first*, by the failure of the General Council to secure control over the British trade unions (whose role Marx had not initially appreciated at all clearly) and *second*, by the failure of the Paris Commune. With the labour movements of the two most advanced countries of Europe liberal-reformist or utterly defeated, no early international revival was to be expected. The best that Marx could do was to turn the Commune into "an inspiration and a legend" for the unpredictable, certain, but probably remote revival of the movement. Under the circumstances the International itself lost its importance, and could be allowed to die, rather than to fall into the hands of the Bakuninists. Marx himself was profoundly shaken by this disappointment and the remarkable barrenness of his last decade was due to this shock. »The revolution had come and the International had proved powerless . . . Marx

could not face the prospect of a long period of painfully slow development, as he had faced it in his thirties." He wrote and did remarkably little between the fall of the Commune and his death, though for the first time in his life he had both time and money for work.

Whether Collins' and Abramsky's arguments are acceptable or not, certain gaps remain which they have not satisfactorily explained, such as the repeated proposal to transfer the General Council to Brussels in 1870. Though the book will doubtless be criticized on this as well as on other grounds, it remains an important contribution – and for Britain a unique one – to the study of the International, and indispensable to all students of the subject. It need hardly be added that the British sources have been exhaustively utilized. German readers may be specially interested in an Appendix which tentatively exculpates Eccarius from the charges of espionage long raised against him.

Birkbeck College,
University of London

E. J. Hobsbawm

Die I. Internationale in Deutschland (1864–1872)

Dokumente und Materialien. Herausgegeben vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED und vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU. (Ost-)Berlin: Dietz-Verlag 1964, 952 S., 16,80 DM

Die Bearbeitung der vorliegenden Quellenpublikation wurde von einem wissenschaftlichen Redaktionsgremium aus der DDR (Rolf Dlubek, W. Ettelt, Ursula Herrmann, Erich Kundel, Richard Sperrl) und der UdSSR (Evgenija Stepanova, Irene Bach, Vera Morosova, Olga Senekina) durchgeführt. Die Sammlung umfaßt insgesamt 265 Dokumente verschiedenster Art, die, teilweise im Auszug, chronologisch geordnet sind. Es handelt sich um Briefe und Briefentwürfe, Resolutionen und Proklamationen, Reden, Zeitungsartikel, Flugblätter und Verhandlungsprotokolle. 84 Stücke wurden erstmalig abgedruckt, darunter 19 aufschlußreiche Briefe Wilhelm Liebknechts an Karl Marx und 4 an Friedrich Engels, die bisher nicht bekannt waren¹⁾. Dem Abdruck der Briefe und sonstigen handschriftlichen Zeugnissen lagen die Originale bzw. Photokopien zugrunde, die sich im Besitz des Zentralen Parteiarchivs beim Institut für Marxismus-Leninismus in Moskau befinden. Die übrigen Dokumente sind nach der jeweils zur Verfügung stehenden zuverlässigen Quelle veröffentlicht. Von großem Interesse ist dabei die Auswahl aus der zeitgenössischen Presse, wie dem Social-Demokrat/Berlin, der Allgemeinen Arbeiter-Zeitung/Coburg, der Berliner Reform, dem Nordstern/Hamburg, dem Deutschen Wochenblatt/Mannheim, dem Vorboten/Genf, der Deutschen Arbeiterhalle/Mannheim, dem Demokratischen Wochenblatt/Leipzig, dem Volksstaat/Leipzig. Darunter befinden sich viele Stücke, die seit ihrer Erstveröffentlichung nicht mehr abgedruckt worden sind. Das gleiche gilt für die Protokolle des Vereinstages der deutschen Arbeitervereine 1868, des Eisenacher Kongresses von 1869, des Braunschweiger Ausschusses vor dem Gericht 1870 u. a.

Die Herausgeber wählten aus der Fülle des Materials diejenigen Stücke aus, die ihrer Meinung nach das Wirken der Internationalen Arbeiterassoziation (IAA) in Deutschland besonders deutlich widerspiegeln. Die Sammlung ist, z. T. wenig überzeugend, in sechs Abschnitte gegliedert: Die Anfänge der Internationalen Arbeiterassoziation in Deutschland 1864/65, das Wirken der Mitglieder und örtlichen Sektionen 1865/68, der Anschluß des Verbandes Deutscher Arbeiter-

¹⁾ Diese Briefe sind in dem von Georg Eckert herausgegebenen Werk: Wilhelm Liebknecht. Briefwechsel mit Karl Marx und Friedrich Engels, The Hague 1963, nicht aufgenommen worden, da E. keinen Zugang zu den entsprechenden Archiven hatte. Dagegen wurde der Brief von Liebknecht an Luigi Stefanoni vom 20. Februar 1872, der in der Dokumentenpublikation auf S. 635 als Erstveröffentlichung gekennzeichnet ist, schon in der Eckertschen Sammlung veröffentlicht.

vereine an die Bestrebungen der IAA 1868/69, die Gründung und Konsolidierung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (SAP) als Zweig der IAA 1869/70, die SAP während des Deutsch-Französischen Krieges und der Pariser Kommune 1870/71 und schließlich die Tätigkeit der SAP für den Sieg des Marxismus in der IAA 1871/72.

Im Mittelpunkt der dokumentarischen Unterlagen stehen die Situationsanalysen von Marx und sein Briefwechsel mit Freunden oder Anhängern in Deutschland, wobei Engels Sekundantendienste leistet. Marx, der korrespondierende Sekretär des Generalrats der IAA für Deutschland, bemühte sich, seine Mitarbeiter zu veranlassen, örtliche Sektionen in Deutschland zu gründen, die sich der Internationale anschließen sollten. Sie erhielten dann die Weisung, den gesamten Verband Deutscher Arbeitervereine zum Beitritt zu veranlassen. Der Nürnberger Vereinstag vom September 1868 bildete einen Höhepunkt dieser Entwicklung, als sich dort eine Mehrheit für das Programm der IAA erklärte. Die in Eisenach gegründete Sozialdemokratische Arbeiterpartei nahm enge Fühlung zur IAA auf, besonders durch ihre Führer Wilhelm Liebknecht und August Bebel.

Besonderes Interesse erwecken die Ausführungen von Marx zum Deutsch-Französischen Krieg. Er und Engels fürchteten den Bonapartismus, weil ein Sieg Napoleons III. die Existenz der deutschen und französischen Arbeiterbewegung bedrohen würde. So erfolgte der Rat an den Braunschweiger Ausschuß der SAP, sich der nationalen Bewegung in Deutschland anzuschließen, solange diese sich auf die Verteidigung beschränke, aber dennoch den Unterschied zwischen den deutschen nationalen und den preußischen dynastischen Interessen zu betonen. Es schließt sich die taktische Auswertung an, die Marx dem Pariser Kommuneaufstand gab. Diese Erhebung beeindruckte aber – wenn hier auch nicht besonders erwähnt – nicht nur die Eisenacher Sozialdemokraten, sondern auch den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein (ADAV) Lassallescher Prägung. Gerade die blutige Unterdrückung der Kommunekämpfer durch die Regierungstruppen erweckte in der deutschen Arbeiterklasse über trennende Schranken hinweg ein Solidaritätsgefühl.

Die Auseinandersetzungen zwischen Marx und Bakunin, die zur Schwächung der gesamten Internationale führten, trugen aber wesentlich dazu bei, daß die deutsche Sektion, die zu Marx hielt, wenn sie auch an den theoretischen Auseinandersetzungen weniger interessiert war, an Gewichtigkeit zunahm. Daran sollte sich auch nichts ändern, als Marx, der in polemischer Abwehr gegen das anarchistische Treiben Bakunins stand und dessen Versuch, »die Schule Proudhons nach Deutschland zu verpflanzen«, die Auflösung der Internationale in die Wege leitete.

Es ist ein interessantes, vielschichtiges Material, das hier ausgebreitet wird. Die Schwäche der gesamten Zusammenstellung liegt aber darin, daß die Auseinandersetzungen der Eisenacher mit den Lassalleanern, die in dem hier behandelten Zeitabschnitt aus der öffentlichen Diskussion nicht wegzudenken sind, ledig-

lich mit einseitiger Polemik bedacht werden. Den Herausgebern hat nichts daran gelegen, ihre Auswahl auch durch Dokumente zu ergänzen, aus denen die Absichten und Argumente des Lassalleschen Flügels der deutschen Arbeiterbewegung hervorgehen, der ja damals den Eisenachern zahlenmäßig sogar überlegen war. Wenn einmal Hinweise auf den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein gebracht werden, so handelt es sich in der Hauptsache lediglich um eine Abwertung seines Leiters, des Dr. Jean Baptist von Schweitzer. Es wird dabei bewußt übersehen, daß Marx eine ganze Zeit lang zwischen Schweitzer und Liebknecht laviert hatte und sich weigerte, in die Auseinandersetzungen der beiden verfeindeten Gruppen einzugreifen. Zudem betrachtete Marx den ehemaligen Rechtsanwalt Schweitzer, der durch eine ausführliche Würdigung im »Social-Demokrat«, dem Organ des ADAV, die deutschen Arbeiter auf den 1867 erschienenen ersten Band des »Kapitals« aufmerksam gemacht hatte, als eine durchaus ernst zu nehmende Persönlichkeit innerhalb der Arbeiterbewegung, die er zeitweise auch für sich gewinnen wollte. Aus dem Briefentwurf von Marx vom 13. Oktober 1868, den Franz Mehring schon 1912 veröffentlicht hatte²⁾, geht sogar hervor, daß Marx trotz aller Differenzen und taktischen Maßnahmen Schweitzer eine gewisse Achtung entgegenbrachte, als er ihm schrieb: »Ich erkenne unbedingt die Intelligenz und Energie an, womit Sie in der Arbeiterbewegung wirken³⁾.« Immerhin wird hier der ungekürzte Briefentwurf abgedruckt, während in der vor einigen Jahren von der gleichen Institution herausgegebenen Dokumentensammlung gerade diese Stelle bewußt ausgelassen wurde⁴⁾.

Die Einführung, die dem Leser eine Anleitung zum Studium der Dokumente geben soll, ist von einem stark einseitigen parteiorthodoxen Standpunkt aus geschrieben. Vom Bund der Kommunisten über die Erste Internationale zieht sich angeblich eine »fortschrittliche Linie« bis zum ersten deutschen »Arbeiter- und -Bauern-Staat« der DDR. Der Bund der Kommunisten wird dabei als Wegbereiter der Internationalen Arbeiterassoziation betrachtet. Der Verfasser der Einleitung (Entwurf von W. Dlubek) will die Tätigkeit der I. Internationale als Vorspiel für den Bolschewismus des 20. Jahrhunderts betrachtet wissen. Lenin wird dabei als direkter Nachfolger von Marx gefeiert. Im Schlußabschnitt gibt es dann noch einige Seitenhiebe gegen die Führer der Kommunistischen Partei Chinas, deren Tätigkeit darin bestehe, die Lehren von Marx, Engels und Lenin zu »revidieren« und den Kurs der Leninschen friedlichen Koexistenz zu bekämpfen.

²⁾ Politische Aufsätze und Reden von J. B. von Schweitzer. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Franz Mehring, Berlin 1912, S. 279 ff.

³⁾ Die I. Internationale in Deutschland, Dok. Nr. 109, S. 275.

⁴⁾ Karl Marx – Friedrich Engels, Ausgewählte Briefe, besorgt vom Marx-Engels-Lenin-Stalin-Institut beim ZK der SED, (Ost-)Berlin 1953, Nr. 103, S. 246.

Da die Herausgeber auch für die Anfangsjahre einer selbständigen deutschen Arbeiterbewegung immer von dem schon 1850 in Deutschland aufgelösten und unterdrückten Bund der Kommunisten ausgehen, wird in der Einleitung der Einfluß von Marx und Engels gerade für diese Zeit überschätzt und ihnen sogar die maßgebende Führung über die Sozialdemokratische Arbeiterpartei zugeschrieben. August Bebel, der schon in den sechziger Jahren einem Arbeiterbildungsverein in der geistig und politisch regen Stadt Leipzig angehörte und dort eine führende Rolle spielte, stellte in seinen Erinnerungen nur nüchtern fest: »Daß es auch Arbeiter gab, die zum Beispiel das Kommunistische Manifest kannten und von Marx und Engels' Tätigkeit in den Revolutionsjahren im Rheinland etwas wußten, davon habe ich zu jener Zeit in Leipzig nichts vernommen⁵⁾.«

Die Sachkommentare im Anhang, eine Chronik und das ausführliche Personenregister wurden von den verschiedenen Herausgebern sehr sorgfältig bearbeitet und erleichtern die Lektüre wesentlich. Begrüßenswert sind vor allem die ausführlichen biographischen Angaben über die in den Dokumenten genannten Namen, von denen viele dem in die Materie nicht eingearbeiteten Leser kaum bekannt sein können.

Abgesehen von den erwähnten, durch parteipolitische Rücksichten bedingten Einschränkungen, die sich in der Einleitung und dem dokumentarischen Auswahlprinzip störend bemerkbar machen, muß die Sammlung als ein nützlicher Beitrag zur Geschichte der I. Internationale betrachtet werden. Es wurden hier nicht nur bekannte Tatsachen über die Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung ins Gedächtnis zurückgerufen, sondern auch durch die unbekannten Stücke neue Nuancen in der bisherigen Beurteilung des Themas sichtbar gemacht.

Berlin Ernst Schraepler

Wilfried Haeblerli: Der erste Klassenkampf in Basel (Winter 1868/69) und die Tätigkeit der Internationalen Arbeiter-Association (1866 bis 1876). In: Basler Zeitschrift, Bd. 64 (1964), S. 93—216.

Als Teil einer geplanten größeren Darstellung über die Geschichte der Baseler Arbeiterbewegung in der Zeit von 1875 bis 1914 legt der Verfasser hier eine Untersuchung vor, die als Einführung zu dem Gesamtthema zu betrachten ist. H. konnte dabei die Protokolle der Baseler Sektion der Internationalen Arbeiter-Association und den Briefwechsel ihrer Führer heranziehen sowie reichhaltiges Material u. a. aus den Beständen des Amsterdamer Internationalen Instituts für

⁵⁾ August Bebel: Aus meinem Leben (Ost-)Berlin 1953, Bd. I, S. 60.

Da die Herausgeber auch für die Anfangsjahre einer selbständigen deutschen Arbeiterbewegung immer von dem schon 1850 in Deutschland aufgelösten und unterdrückten Bund der Kommunisten ausgehen, wird in der Einleitung der Einfluß von Marx und Engels gerade für diese Zeit überschätzt und ihnen sogar die maßgebende Führung über die Sozialdemokratische Arbeiterpartei zugeschrieben. August Bebel, der schon in den sechziger Jahren einem Arbeiterbildungsverein in der geistig und politisch regen Stadt Leipzig angehörte und dort eine führende Rolle spielte, stellte in seinen Erinnerungen nur nüchtern fest: »Daß es auch Arbeiter gab, die zum Beispiel das Kommunistische Manifest kannten und von Marx und Engels' Tätigkeit in den Revolutionsjahren im Rheinland etwas wußten, davon habe ich zu jener Zeit in Leipzig nichts vernommen⁵⁾.«

Die Sachkommentare im Anhang, eine Chronik und das ausführliche Personenregister wurden von den verschiedenen Herausgebern sehr sorgfältig bearbeitet und erleichtern die Lektüre wesentlich. Begrüßenswert sind vor allem die ausführlichen biographischen Angaben über die in den Dokumenten genannten Namen, von denen viele dem in die Materie nicht eingearbeiteten Leser kaum bekannt sein können.

Abgesehen von den erwähnten, durch parteipolitische Rücksichten bedingten Einschränkungen, die sich in der Einleitung und dem dokumentarischen Auswahlprinzip störend bemerkbar machen, muß die Sammlung als ein nützlicher Beitrag zur Geschichte der I. Internationale betrachtet werden. Es wurden hier nicht nur bekannte Tatsachen über die Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung ins Gedächtnis zurückgerufen, sondern auch durch die unbekannten Stücke neue Nuancen in der bisherigen Beurteilung des Themas sichtbar gemacht.

Berlin Ernst Schraepler

Wilfried Haeblerli: Der erste Klassenkampf in Basel (Winter 1868/69) und die Tätigkeit der Internationalen Arbeiter-Association (1866 bis 1876). In: Basler Zeitschrift, Bd. 64 (1964), S. 93—216.

Als Teil einer geplanten größeren Darstellung über die Geschichte der Baseler Arbeiterbewegung in der Zeit von 1875 bis 1914 legt der Verfasser hier eine Untersuchung vor, die als Einführung zu dem Gesamtthema zu betrachten ist. H. konnte dabei die Protokolle der Baseler Sektion der Internationalen Arbeiter-Association und den Briefwechsel ihrer Führer heranziehen sowie reichhaltiges Material u. a. aus den Beständen des Amsterdamer Internationalen Instituts für

⁵⁾ August Bebel: Aus meinem Leben (Ost-)Berlin 1953, Bd. I, S. 60.

Sozialgeschichte, des Sozialarchivs in Zürich und des Staatsarchivs Basel benutzen. Die Arbeit ist daher nicht nur als ein wichtiger Beitrag zur Erforschung lokaler Ereignisse zu betrachten, sondern bedeutet gleichzeitig eine ergänzende Darstellung zur Sozialgeschichte Westeuropas und der ersten internationalen Arbeiterbewegung.

In einer ausführlichen Einleitung wird über die Vor- und Gründungsgeschichte der Internationalen Arbeiter-Association (IAA) berichtet, ebenso über die ersten Jahre ihrer Existenz mit allen Erfolgen und Fehlschlägen. Dann geht der Verfasser auf die sozialen und wirtschaftlichen Voraussetzungen ein, die gerade die Stadt Basel zur Gründung einer Sektion der IAA günstig erscheinen ließen. Die Schaffung eines einheitlichen schweizerischen Bundesgebietes nach 1848 sowie die Verdichtung des Verkehrsnetzes verändern die gesamte Struktur der sich schnell vergrößernden Industriestadt und erhöhen ihre schon vorhandene Bedeutung. Energische Forderungen werden von einem neuentstandenen Industrieproletariat erhoben. Gleichberechtigung der Sozialpartner und eine wirkungsvolle Fabrikgesetzgebung sollen den Ausgleich bringen.

Als die Internationale Arbeiter-Association, deren Sektionsgruppe deutscher Sprache in Genf von dem rührigen J. Ph. Becker geleitet wurde, die Initiative zur Gründung lokaler Ortsgruppen ergriff, konnte sie in Basel auf schon vorhandene, wenn auch wenig aktive Organisationen, wie den »Deutschen Arbeiterbildungsverein« und den »Grütliverein«, zurückgreifen. Am 20. Mai 1866 kam es zur konstituierenden Sitzung der Baseler Gruppe eines kurz vorher gegründeten Internationalen Arbeitervereins (IAV), an der auch Linksliberale teilnahmen, mit denen die Arbeiter eine »Vernunftthe« eingegangen waren, wobei sie sich im Gegensatz zu den Richtlinien der Internationalen Arbeiter-Association befanden. Nach langsamem Wachstum und schweren Rückschlägen, die fast zur Auflösung führten, glückte es dem IAV endlich, 1868 seinen Mitgliederbestand erheblich zu vergrößern. Eine Streikwelle rief eine allgemeine Radikalisierung der Arbeiterschaft hervor. Sie verstärkte das Solidaritätsgefühl und führte zu einem proletarischen Klassenbewußtsein. Dennoch kam es nicht zu revolutionären Aktionen, sondern lediglich zu sozialpolitischen Forderungen, deren Erfüllung im Bereiche der Möglichkeiten lag. Die Zahl der Mitglieder stieg auf über 3000.

Ein schwerer Konflikt mit den Baseler Unternehmern endete mit einer Niederlage der Arbeiterschaft, weil die Streikaktionen im Augenblick einer Wirtschaftskrise und allgemeiner Beschäftigungslosigkeit sich nur zugunsten der Arbeitgeber auswirken konnten und der Internationale Arbeiterverein keinesfalls für wirklich umfassende Lohnkämpfe gerüstet war.

Schon vor der Auflösung der Internationalen Arbeiter-Association traten innerhalb der Baseler Sektion Verfallserscheinungen auf. Krisen im Vorstand und das Abbröckeln der Mitglieder schwächten die Gesamtorganisation. Einen gewissen Höhepunkt bildete noch der Kongreß der Internationalen Arbeiter-

Association in Basel 1869, auf dem sich auch der IAV noch einmal zur Geltung bringen konnte. Dann aber ging es schnell bergab. Die Baseler Fabrikgesetzgebung von 1869 erfüllte zwar viele Forderungen der Arbeiterschaft nicht, trug aber wesentlich zur Entwicklung einer für damalige Zeit bahnbrechenden Sozialpolitik bei. Das Interesse am Verein erlahmte. Im Mai 1870 zählte die Baseler Sektion nur noch 136 Mitglieder. Das Wort »International« verlor an Bedeutung. Der Internationale Arbeiterverein sank wieder zu einer unbedeutenden Gruppe herab. Die anhaltende Hochkonjunktur entzog außerdem einer weiteren Radikalisierung der Arbeiterschaft den Boden. Ein Oktober 1871 gegründeter »Sozialdemokratischer Arbeiterverein« sog schließlich den Rest der Mitglieder auf.

Fast zehn Jahre hatte die Sektion der Internationalen Arbeiter-Association in Basel bestanden. Sie unterschied sich grundlegend, wie der Verfasser überzeugend hervorhebt, von ihren anderen Auslandsorganisationen. Die Lehren von Marx und Bakunin und die in der »Ersten Internationale« entstandenen Richtungskämpfe zwischen marxistischen und anarchistischen Gruppen berührten wegen der anders gearteten sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse die Schweizer Sektion nicht. Für die Geschichte der Gesamtschweiz aber bedeutet der Internationale Arbeiterverein einen ersten, noch lange nachwirkenden Versuch, die Gleichberechtigung der Arbeiter zu erringen.

Berlin

Ernst Schraepler

Jiří Kořalka, Vznik socialistického dělnického hnutí na Liberecku (Entstehung der sozialistischen Arbeiterbewegung im Reichenberger Gebiet). Krajské nakladatelství Liberec (Reichenberg) 1956.

Jiří Kořalka, Severočestí socialisté v čele dělnického hnutí českých a rakouských zemí (Die nordböhmisches Sozialisten an der Spitze der Arbeiterbewegung Böhmens und Österreichs). Severočeské krajské nakladatelství, Liberec (Reichenberg) 1963.

Die beiden vorliegenden Publikationen des Mitarbeiters am Historischen Institut der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften, Jiří Kořalka, schließen aneinander an, obwohl sie jeweils abgerundete Ganzheiten bilden: die erste behandelt die »Entstehung der sozialistischen Arbeiterbewegung im Reichenberger Gebiet« in der Zeit von 1848 bis zur Gründung der Sozialdemokratischen Partei Österreichs in Neudorf 1874; das zweite Buch stellt die Geschichte der »nordböhmisches Sozialisten an der Spitze der Arbeiterbewegung

Association in Basel 1869, auf dem sich auch der IAV noch einmal zur Geltung bringen konnte. Dann aber ging es schnell bergab. Die Baseler Fabrikgesetzgebung von 1869 erfüllte zwar viele Forderungen der Arbeiterschaft nicht, trug aber wesentlich zur Entwicklung einer für damalige Zeit bahnbrechenden Sozialpolitik bei. Das Interesse am Verein erlahmte. Im Mai 1870 zählte die Baseler Sektion nur noch 136 Mitglieder. Das Wort »International« verlor an Bedeutung. Der Internationale Arbeiterverein sank wieder zu einer unbedeutenden Gruppe herab. Die anhaltende Hochkonjunktur entzog außerdem einer weiteren Radikalisierung der Arbeiterschaft den Boden. Ein Oktober 1871 gegründeter »Sozialdemokratischer Arbeiterverein« sog schließlich den Rest der Mitglieder auf.

Fast zehn Jahre hatte die Sektion der Internationalen Arbeiter-Association in Basel bestanden. Sie unterschied sich grundlegend, wie der Verfasser überzeugend hervorhebt, von ihren anderen Auslandsorganisationen. Die Lehren von Marx und Bakunin und die in der »Ersten Internationale« entstandenen Richtungskämpfe zwischen marxistischen und anarchistischen Gruppen berührten wegen der anders gearteten sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse die Schweizer Sektion nicht. Für die Geschichte der Gesamtschweiz aber bedeutet der Internationale Arbeiterverein einen ersten, noch lange nachwirkenden Versuch, die Gleichberechtigung der Arbeiter zu erringen.

Berlin

Ernst Schraepler

Jiří Kořalka, Vznik socialistického dělnického hnutí na Liberecku (Entstehung der sozialistischen Arbeiterbewegung im Reichenberger Gebiet). Krajské nakladatelství Liberec (Reichenberg) 1956.

Jiří Kořalka, Severočestí socialisté v čele dělnického hnutí českých a rakouských zemí (Die nordböhmisches Sozialisten an der Spitze der Arbeiterbewegung Böhmens und Österreichs). Severočeské krajské nakladatelství, Liberec (Reichenberg) 1963.

Die beiden vorliegenden Publikationen des Mitarbeiters am Historischen Institut der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften, Jiří Kořalka, schließen aneinander an, obwohl sie jeweils abgerundete Ganzheiten bilden: die erste behandelt die »Entstehung der sozialistischen Arbeiterbewegung im Reichenberger Gebiet« in der Zeit von 1848 bis zur Gründung der Sozialdemokratischen Partei Österreichs in Neudorf 1874; das zweite Buch stellt die Geschichte der »nordböhmisches Sozialisten an der Spitze der Arbeiterbewegung

der böhmischen und österreichischen Länder« von 1874 bis zu den großen Sozialistenprozessen des Jahres 1882 dar. Mochte es bei der ersten Publikation scheinen, als handle es sich um eine vorwiegend regionalgeschichtlich orientierte Studie, so wurde die allgemeine Bedeutung des untersuchten Themas in der zweiten Veröffentlichung sichtbar: Während des hier erfaßten Zeitraums befand sich das Zentrum der sozialdemokratischen Bewegung ganz Cisleithaniens in und um Reichenberg.

Das erste Buch beginnt mit einer Darlegung der historiographischen Voraussetzungen. Daß die »bürgerliche« Geschichtsschreibung die Geschichte der Arbeiterbewegung bislang zu sehr vernachlässigt hat, gilt in besonderem Maße auch für den nordböhmischen Raum; der national-apologetische Gesichtspunkt stellte – von wenigen Publikationen aus der Feder von Sozialdemokraten abgesehen (Emil Straus, Ludwig Brügel) – den sozialgeschichtlichen Aspekt weit in den Hintergrund. Für die marxistisch-leninistische Geschichtsschreibung gehörte die Thematik zwar zum engsten Interessenkreis der Vorgeschichte der heutigen kommunistischen Partei; dem starken Forschungsimpuls stand jedoch lange Zeit ein Mangel an methodischer Schulung und das Befangensein in einer zu engen »Parteilichkeit« der historischen Wissenschaft entgegen. Zwei grundlegende Darstellungen der frühen Geschichte der österreichischen Sozialdemokratie von Hans Mommsen und Herbert Steiner sind gleichzeitig mit oder erst nach Kořalkas zweitem Buch erschienen. Gerade auf dem Hintergrund dieser beiden Abhandlungen, die von verschiedenen Ansatzpunkten aus die nordböhmische Arbeiterbewegung und das darin wirksame tschechisch-deutsche Verhältnis mit behandeln, wird die Bedeutung von Kořalkas Werk sichtbar.

Nach einer eingehenden Schilderung der Sozialstruktur in Nordböhmen, besonders der Lage der Arbeiterschaft im Reichenberger Gebiet, in dem bedeutende Textil- und Glasindustrien im Aufstieg begriffen waren, stellt der Verfasser die Voraussetzungen dar, von denen eine spätere Arbeiterbewegung, zunächst noch in einem Interessenbündnis mit dem liberalen Bürgertum, ihren Ausgang nahm. Über frühe Assoziationsformen wie Gesellenvereine und Arbeiterbildungsvereine, lief die Entwicklung unter der Einwirkung lassalleanischer und marxistischer Ideen bis hin zu den ersten größeren Streiks, so dem von Svarov im Jahre 1870. Besondere Beachtung verdient auch das tschechisch-deutsche Arbeiter-Meeting am Fuße des Jeschens im gleichen Jahr; das deutsche Protokoll hierüber ist im Anhang des ersten Bandes abgedruckt.

In den siebziger Jahren, vor allem nach der Gründung der Sozialdemokratischen Partei Österreichs im Jahre 1874, gewinnt die Arbeiterbewegung in Nordböhmen immer stärkeres Gewicht, zumal in den Jahren 1877 bis 1880 das Zentralkomitee wie auch die Redaktion der Sozialpolitischen Rundschau, des Zentralorgans der Partei, in Reichenberg ihren Sitz hatten; zwei Parteikongresse fanden in Langenbruck und Harzdorf bei Reichenberg statt. Diese Jahre bilden den Schwerpunkt der umfangreichen zweiten Arbeit Kořalkas, deren originelle

graphische Gestaltung allein neben allem anderen schon Hervorhebung verdient. Sie beweist mit ihren als Vignetten verwandten zeitgenössischen Darstellungen von Szenen aus dem Arbeiterleben, daß ein Buch, das durchaus allen an eine wissenschaftliche Publikation zu stellenden formalen Ansprüchen genügt, nicht unbedingt humorlos aussehen muß.

Doch nicht nur in dieser äußeren Hinsicht ist der zweite Band besser als der erste; auch methodisch hat der Verfasser einiges hinzugelernt. Ohne die von der marxistischen Geschichtstheorie geforderte Parteilichkeit zu verlassen – auch der »bürgerlichen« Historiographie wird langsam klar, daß sie nicht wertungsfrei arbeiten kann –, hat der Verfasser zu einer nüchternen Betrachtungsart gefunden. So hat er beispielsweise überflüssige abwertende Epitheta (wie »der Kapitalist Liebig«) nunmehr fortgelassen, usf. Gleichwohl wird der Leser auch hier noch etwa bei der Behandlung der führenden Persönlichkeiten unter den nordböhmischen Industriellen und ihrer Situation die Farbigkeit und Abgewogenheit der Darstellung vermissen, die er bei der Schilderung der freilich im Brennpunkt des Themas stehenden Arbeiterbewegung so vorbehaltlos anerkennen muß.

Besondere Erwähnung verdient die Unvoreingenommenheit, mit der der Verfasser die nationale Frage in der nordböhmischen Arbeiterschaft behandelt. In der Tat ist es gerade das Problem des Verhältnisses von sozialer und nationaler Bewegung, das Kořalka, der selbst mit der Sprachgrenzsituation durch persönliche Beziehungen eng vertraut ist, am meisten fasziniert. Die Überbewertung der Leistungen des eigenen und das Verschweigen derer des anderen Volkes, wie es seit dem 19. Jahrhundert in der deutschen und tschechischen Historiographie der gegenseitige, ebenso beklagenswerte wie verbreitete Brauch war – und dies bis in die vergangenen fünfziger Jahre hinein –, ist bei Kořalka überwunden. Persönlichkeit und politische Rolle der deutschen Arbeiterführer wie Ferdinand Schwarz, Anton Behr und Josef Schiller beschreibt er mit der gleichen Objektivität wie die bedeutenden tschechischen Parteimitglieder František Nechvíle, Václav Nezdera u. a. m. Darüber hinaus ist der Verfasser an die noch kaum bearbeitete Aufgabe gegangen, das meist allzu einseitig vom politischen und geistesgeschichtlichen Aspekt her erforschte Nationalitätenproblem sozialgeschichtlich zu erfassen.

Gerade im Hinblick auf die exemplarische Bedeutung der beiden Bücher Kořalkas, sowohl für die genannte Problematik, als auch für die Darstellung der frühen Stadien der vorwiegend deutschen Arbeiterbewegung in Nordböhmen wie auch in Anbetracht des großen, vielfach zum erstenmal erschlossenen bearbeiteten Quellenmaterials ist zu bedauern, daß die Unkenntnis slawischer Sprachen bei vielen Interessenten in Deutschland und Westeuropa ein Studium der beiden besprochenen Werke verhindert. Einen kurzen Einblick für den nicht des Tschechischen kundigen Leser vermögen nur die deutschen Resümees (das zweite ist wiederum wesentlich besser als das sprachlich holperige erste) sowie

einige in Zeitschriften erschienene deutschsprachige Auszüge*) zu vermitteln. Es wäre daher ernsthaft zu prüfen, ob nicht wenigstens die zweite besprochene Monographie Kořalkas, dessen weiteren Forschungen man erwartungsvoll entgegenzusehen müssen wird, durch eine Übersetzung ins Deutsche breiteren Historikerkreisen zugänglich gemacht werden kann.

Hans Lemberg

Gastone Manacorda, Il movimento operaio italiano attraverso i suoi congressi. Dalle origini alla formazione del Partito socialista (1853 bis 1892), 2. Aufl. Rom 1963, Editori Riuniti. 427 S.

Die Arbeiterbewegung in Italien entstand später und wurde früher zerschlagen als in den übrigen großen Ländern Europas; sie ist aber nach ihrem Wiederaufstehen sorgfältiger erforscht worden als irgendeine andere. Dazu hat die Großzügigkeit der Verleger Feltrinelli und Einaudi ebenso beigetragen wie die intellektuelle Tradition der KPI. Das Werk Gastone Manacordas, der heute Direktor der »Studi storici« in Rom ist, war bei seinem ersten Erscheinen im Jahre 1953 ein Markstein dieser Forschung, seit kurzem liegt die zweite Auflage vor, die im wesentlichen unverändert, aber um eine gedankenvolle »Introduzione alla seconda edizione« bereichert ist.

M. geht davon aus, daß die Geschichte der Arbeiterparteien nicht identisch sein dürfe mit einer Geschichte der sozialistischen und kommunistischen Ideen. In einem generellen Sinne sind diese Ideen weitaus älter als jede Arbeiterbewegung, in historisch-konkreter Bedeutung vereinigen sie sich erst zu einem späteren Zeitpunkt mit bereits vorhandenen Arbeiterparteien. Den langwierigen Prozeß des Zusammenkommens von Arbeiterbasis und sozialistischer Intelligenz will M. am italienischen Beispiel untersuchen. Daher beginnt seine Erzählung nicht mit Filippo Buonarroti oder Carlo Pisacane, sondern mit jenen »società di mutuo soccorso«, die sich, mehr Handwerker- als Arbeitervereine, inmitten der europäischen Reaktionszeit in Piemont frei entfalten konnten (anders als in der benachbarten und stärker industrialisierten Lombardei). Ihr Zweck ist, wie der

*) Kořalka, Jiří, Über die Anfänge der Zusammenarbeit zwischen der Arbeiterbewegung in Deutschland und in den böhmischen Ländern. In: Aus 500 Jahren deutsch-tschechoslowakischer Geschichte, Berlin 1958 (Schriftenreihe der Kommission der Historiker der DDR und der ČSSR, Bd. 1), S. 299–330;
ders., Die deutsch-österreichische nationale Frage in den Anfängen der sozialdemokratischen Partei. In: Historica (Praha), Jg. 3 (1961), S. 109–158;
ders., Über die Anfänge der sozialistischen Arbeiterbewegung in der Tschechoslowakei. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (Berlin), Jg. 9 (1961), Nr. 1, S. 111–143.

einige in Zeitschriften erschienene deutschsprachige Auszüge*) zu vermitteln. Es wäre daher ernsthaft zu prüfen, ob nicht wenigstens die zweite besprochene Monographie Kořalkas, dessen weiteren Forschungen man erwartungsvoll entgegensehen müssen wird, durch eine Übersetzung ins Deutsche breiteren Historikerkreisen zugänglich gemacht werden kann.

Hans Lemberg

Gastone Manacorda, Il movimento operaio italiano attraverso i suoi congressi. Dalle origini alla formazione del Partito socialista (1853 bis 1892), 2. Aufl. Rom 1963, Editori Riuniti. 427 S.

Die Arbeiterbewegung in Italien entstand später und wurde früher zerschlagen als in den übrigen großen Ländern Europas; sie ist aber nach ihrem Wiederaufstehen sorgfältiger erforscht worden als irgendeine andere. Dazu hat die Großzügigkeit der Verleger Feltrinelli und Einaudi ebenso beigetragen wie die intellektuelle Tradition der KPI. Das Werk Gastone Manacordas, der heute Direktor der »Studi storici« in Rom ist, war bei seinem ersten Erscheinen im Jahre 1953 ein Markstein dieser Forschung, seit kurzem liegt die zweite Auflage vor, die im wesentlichen unverändert, aber um eine gedankenvolle »Introduzione alla seconda edizione« bereichert ist.

M. geht davon aus, daß die Geschichte der Arbeiterparteien nicht identisch sein dürfe mit einer Geschichte der sozialistischen und kommunistischen Ideen. In einem generellen Sinne sind diese Ideen weitaus älter als jede Arbeiterbewegung, in historisch-konkreter Bedeutung vereinigen sie sich erst zu einem späteren Zeitpunkt mit bereits vorhandenen Arbeiterparteien. Den langwierigen Prozeß des Zusammenkommens von Arbeiterbasis und sozialistischer Intelligenz will M. am italienischen Beispiel untersuchen. Daher beginnt seine Erzählung nicht mit Filippo Buonarroti oder Carlo Pisacane, sondern mit jenen »società di mutuo soccorso«, die sich, mehr Handwerker- als Arbeitervereine, inmitten der europäischen Reaktionszeit in Piemont frei entfalten konnten (anders als in der benachbarten und stärker industrialisierten Lombardei). Ihr Zweck ist, wie der

*) Kořalka, Jiří, Über die Anfänge der Zusammenarbeit zwischen der Arbeiterbewegung in Deutschland und in den böhmischen Ländern. In: Aus 500 Jahren deutsch-tschechoslowakischer Geschichte, Berlin 1958 (Schriftenreihe der Kommission der Historiker der DDR und der ČSSR, Bd. 1), S. 299–330;
ders., Die deutsch-österreichische nationale Frage in den Anfängen der sozialdemokratischen Partei. In: Historica (Praha), Jg. 3 (1961), S. 109–158;
ders., Über die Anfänge der sozialistischen Arbeiterbewegung in der Tschechoslowakei. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (Berlin), Jg. 9 (1961), Nr. 1, S. 111–143.

Name zeigt, die wechselseitige Unterstützung in Krankheits- und Notfällen, aber sie beschäftigen sich auch gern und häufig mit Bildungsfragen. An ihrer Spitze stehen durchweg bürgerliche Honoratioren, sie sind grundsätzlich unpolitisch. Über das Problem der Stellungnahme zur Politik kommt es zur ersten großen Auseinandersetzung, Mazzini sucht die Gesellschaften zu politisieren und den Zwecken seiner Aktionspartei dienstbar zu machen. Die Spaltung erfolgt auf dem Kongreß zu Florenz bzw. Asti Ende 1861. Der älteste Zweig der italienischen Arbeiterbewegung lebt isoliert fort und bleibt eine Domäne der Gemäßigten, während Mazzinis Ideen drei Jahre später auf dem Kongreß von Neapel endgültig zu triumphieren scheinen: mit dem Atto di fratellanza delle società operaie italiane erfolgt eine erste Einigung im nationalen Maßstab und auf der Grundlage eines politischen Programms. Aber gerade in diesem Augenblick wird Mazzinis Aufmerksamkeit durch die Wechselfälle des Prozesses der nationalen Einigung abgelenkt, und ein furchtbarer Gegner taucht zum ersten Mal in Italien auf: Michael Bakunin. Zwar wird auch dessen Arbeit durch die Vorherrschaft der nationalen Interessen retardiert, aber beim nächsten Kongreß der Mazzinianer 1871 in Rom sind bereits zwei »Internationalisten« anwesend: Carlo Cafiero und Alberto Tucci. Die letzten Lebensmonate Mazzinis werden durch den Streit mit Bakunin verdüstert, in dem der Russe die Oberhand behält, weil Mazzinis heftige Kampagne gegen die Pariser Kommune bei den jüngeren und radikaleren Mitgliedern seiner eigenen Partei Empörung hervorruft. Wenn es Mazzini gelungen war, einen großen Teil der Arbeiterbewegung zugunsten der Nation zu politisieren, so mußte er nun das Feld vor demjenigen räumen, der den Klassenkrieg des Proletariats gegen die Bourgeoisie verkündete. Aber die mazzinianischen Gesellschaften verschwinden deshalb nicht; die Arbeiterbewegung gräbt sich gleichsam ein drittes Flußbett, und der neue Strom ist mit seinem Insurrektionismus, seiner »Propaganda der Tat« der wildeste und von einer erschrockenen Öffentlichkeit am meisten beachtete. Aber während dieser Strom durch Polizeimaßnahmen innerhalb einiger Jahre beinahe zum Versiegen gebracht wird, hat er doch rechtzeitig zwei neue Arme hervorgebracht: den »evolutionären« Sozialismus in Mailand um Osvaldo Gnocchi-Viani, der in enge Verbindung zu den reinen Arbeiterorganisationen der lombardischen Hauptstadt tritt, und nach der »Kehre« von Bakunins Jünger Andrea Costa die revolutionäre sozialistische Partei der Romagna. Beide Gruppen erkämpfen sich in den achtziger Jahren die Unabhängigkeit von der Vormundschaft der bürgerlichen radikalen Demokratie, wobei die Mailänder mit dem Partito Operaio Italiano zu den unpolitischen und korporativen Anfängen zurückzukehren scheinen (freilich ganz ohne wirtschaftsfriedliche Gesinnung), während die älteste Gruppierung, die der Gemäßigten, jetzt verschwindet. Doch auch der Partito Operaio wird nie wirklich eine bloße Handarbeiterpartei, und ganz in seiner Nähe wirkt der junge Advokat und Sohn eines Präfekten des Königreichs Filippo Turati, der typische Repräsentant jenes Teiles der bürgerlichen Jugend,

der vom Sozialismus angezogen wird. Turati schreibt den Arbeitern ihre »Hymne«, er gründet den »Circolo di Studi Social« und die »Lega socialista milanese«, vor allem aber die Zeitschrift »Critica Sociale«, mit der erstmals der Marxismus auf nachhaltige Weise in Italien seinen Einzug hält. So ist es kein Zufall, daß Turati zum Urheber und Protagonisten des Vereinigungsparteitages von Genua wird, auf dem sich alle Tendenzen der italienischen Arbeiterbewegung versammeln: Mazzinianer, Anarchisten, romagnolische revolutionäre Sozialisten und lombardische Arbeiterpartei. Hier werden die Anarchisten und die unveröhnlichen Verteidiger des Arbeiterexklusivismus ausgeschlossen: nach Beseitigung dieser primitivsten Tendenzen hat die moderne Arbeiterbewegung, die auf dem Boden des Klassenkampfes steht, aber kein Mittel des Kampfes grundsätzlich ausschließt, im marxistischen Sozialismus ihr höchstes Bewußtsein gefunden, und damit ist die erste große Epoche der Arbeiterbewegung, ihre Vorgeschichte gleichsam, abgeschlossen.

Manacorda hat für eine Thematik von beträchtlichem wissenschaftlichem Interesse – die Frühgeschichte der einzelnen Arbeiterbewegungen – eine große Menge von Quellen, in erster Linie die oft schwer zugänglichen Kongreßberichte, erstmals erschlossen, und er hat in der Fülle des Materials nicht den Faden verloren, sondern eine einleuchtende Konzeption entwickelt. Sein Buch darf daher als Standardwerk bezeichnet werden. Es gewinnt an Wert durch einen dokumentarischen Anhang von über 50 Seiten, der u. a. Andrea Costas berühmten Absagebrief an den Anarchismus »Ai miei amici di Romagna« von 1879, das Statut des POI und Briefe von Turati an Costa enthält. Was den Inhalt angeht, so ist es im wesentlichen mit Dankbarkeit hinzunehmen; relevante Einzelkritik könnte allenfalls der hochspezialisierte Mitforscher geben. Um so leichter ist zu sehen, daß die Konzeption als solche eigentümliche Schwächen mit sich führt. Sie können aus einem Satze Manacordas abgeleitet werden, der auf S. 63 sagt, die Einheit der piemontesischen Gesellschaften habe sich fast ausschließlich durch die Kongresse realisiert. Mithin wird die Einheit der jeweiligen Arbeiterbewegung durch Manacordas Methode um so weniger erfaßbar, je intensiver sie wird! Und es genügt in der Tat ein Blick in die umfassenden Geschichten des italienischen Frühsozialismus von Aldo Romano oder Richard Hostetter, um festzustellen, daß gerade in den wichtigsten Perioden – man denke an die Reaktion auf die Kommune, die Auseinandersetzung zwischen Mazzini und Bakunin oder die anarchistischen Insurrektionen der Jahre 1874 und 1876/77 – die Kongresse doch weiter nichts als Schatten der eigentlichen Ereignisse sind. Und es ist wiederum Manacordas Darstellung selbst, die gewisse Zweifel an seiner materialen Grundauffassung nahelegt. Denn ist es wirklich »der« Marxismus, auf den die Entwicklung der italienischen Arbeiterbewegung konsequent und gradlinig zuläuft? Kritisiert Manacorda nicht im Anarchismus – den er sogar dem Sozialismus entgegenstellen zu dürfen glaubt – bestimmte Grundzüge des Marxismus selbst, den Glauben an die eine und gewaltsame Revolution, den

gleichmäßigen Appell an alle »Unterdrückten« statt an bestimmte Arbeitergruppen, die generelle Feindschaft gegen »das« Bürgertum und seine Einrichtungen? Erscheint nicht der Marxismus als ein Halbanarchismus, von dem sich die zur Reife gelangte Arbeiterbewegung ebenfalls frei machen muß, und zwar zugunsten des »Reformismus«, den der Held von Manacordas Darstellung, Filippo Turati, später tatsächlich vertrat?

Manacorda selbst würde diese Fragen sicherlich nicht als legitim anerkennen. Aber das Hauptverdienst seines Buches dürfte gerade darin liegen, daß es dem Fluß der Entwicklung gründlich und unbefangen genug folgt, um solche und ähnliche Fragen (die etwa das Verhältnis von Sein und Bewußtsein betreffen könnten) dem Leser immerhin naheulegen.

Ernst Nolte